JOURNAL FRANZ WEBER

unabhängig | unerschrocken | kompromisslos

1. Juli – 30. September 2016 | Nr. 117 | AZB/P.P. Journal 1820 Montreux 1

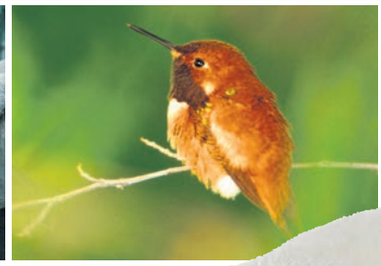
Wissenschaft
Griff nach der Seele 4

Artenschutz/CITES
Entscheidende Tage für Elefanten, Korallenfische und Meer 10

Windturbinen
Windenergie im Gegenwind 8

www.ffw.ch
www.facebook.com/FondationFranzWeber

Fondation Franz Weber : ein Begriff für wirksamen Tier- und Umweltschutz



Zugunsten der Tiere und der Natur

Unsere Arbeit
ist eine Arbeit im Dienste der Allgemeinheit

Die Tätigkeit der Fondation Franz Weber (FFW) wird durch die Überzeugung motiviert, dass auch die Tiervölker als Teile der Schöpfung ein Anrecht auf Existenz und Entfaltung in einem dafür geeigneten Lebensraum haben, und dass auch das einzelne Tier als empfindendes Wesen einen Wert und eine Würde besitzt, die der Mensch nicht missachten darf. In ihren Schutz- und Rettungskampagnen für unversehrte Landschaften und verfolgte und gequälte Tiere ist die Stiftung unermüdlich bestrebt, immer wieder die Verantwortung des Menschen für die Natur zu wecken und den Tieren und Tiervölkern in der menschlichen Rechtsordnung eine Stellung zu verschaffen, die ihnen Schutz, Recht und Überleben sichert.
Um weiterhin ihre grossen Aufgaben im Dienste von Natur und Tierwelt erfüllen zu können, wird die Fondation Franz Weber immer auf die Grosszügigkeit hilfsbereiter Menschen zählen müssen. Als politisch unabhängige, weder von Wirtschaftskreisen noch durch staatliche Zuwendungen unterstützte Organisation ist sie auf Spenden, Schenkungen, Legate, usw. angewiesen. Die finanziellen Lasten, die die Stiftung tragen muss, werden nicht leichter sondern immer schwerer – entsprechend dem unaufhaltsam wachsenden Druck auf Tierwelt, Umwelt und Natur.

Steuerbefreiung

Die Fondation Franz Weber ist als gemeinnützige Institution von der Erbschafts- und Schenkungssteuer sowie von den direkten Staats- und Gemeindesteuern befreit. Zuwendungen können in den meisten Schweizer Kantonen vom steuerbaren Einkommen abgezogen werden.

FONDATION FRANZ WEBER

Wenn alle Stricke reissen, wenn alles vergeblich scheint, wenn man verzweifeln möchte über die Zerstörung der Natur und das Elend der gequälten und verfolgten Tiere, dann kann man sich immer noch an die Fondation Franz Weber wenden.

Sie hilft oft mit Erfolg auch in scheinbar hoffnungslosen Fällen.

Helfen Sie uns, damit wir weiter helfen können!

Spendenkonto:

Postscheck-Konto: 18-6117-3, Fondation Franz Weber, 1820 Montreux 1, IBAN: CH31 0900 0000 1800 61173

Auskunft: FONDATION FRANZ WEBER
Case postale, 1820 Montreux 1, Suisse, T +41 (0)21 964 24 24 oder +41 (0)21 964 37 37, F +41 (0)21 964 78 46, ffw@ffw.ch, www.ffw.ch

Editorial

Judith Weber, Chefredaktorin

Liebe Leserinnen, liebe Leser

Es war vor 43 Jahren. Ich stand in der Küche und las einen Brief, der so begann:

«Meine liebe Judith,

Dein gegenwärtiges, unqualifiziertes Verhalten und Deine absurden, unüberlegten Entschlüsse lassen sich nicht anders erklären als mit Deiner Verfallenheit an diesen gut aussehenden, selbstbewussten, landschaftenrettenden Mann.»

Ich habe ihn noch, den schrecklichen Brief, den mein Vater mir schrieb vor 43 Jahren, und den ich in der Küche las. Der aber nichts zu ändern vermochte an meiner Verfallenheit. Ja, ich war Franz Weber verfallen vom ersten Augenblick an. Als ich ihm zum ersten Mal begegnete in jener dämmerigen Bauernstube am Sempachersee im Juli 1972. Es war unmittelbar nach seinem Sieg im Engadin, errungen nach siebenjährigem Kampf. Als er in mir die Flamme anzündete, die nie erloschen ist. Ja, ich war eine brennende Fackel auf meiner Heimfahrt an jenem Abend.

Es kam zur Ausführung meiner unüberlegten Entschlüsse.

Und es kam das atemlose, unsägliche Glück des Lebens zu zweit. Und die Kehrseite davon. Das unbarmherzige Frühaufstehen bei Nacht und Nebel zum Unterschriftensammeln auf Strassen und Marktplätzen. Das Betteln um Unterschriften bei wildfremden Leuten. Die ständige Jagd nach freien Telefonkabinen und die Jagd nach «Münz» zum Telefonieren. Franz und ich, wir waren ständig auf der Fahrt. Und auf der Fahrt durfte keine Telefonkabine verpasst werden. Franz musste mit Journalisten und Redaktionen telefonieren. Mit Rechtsanwälten. Mit Sachverständigen. Mit Druckereien. Mit den Mitgliedern der von ihm gegründeten Vereine zur Rettung von bedrohten Landschaften. Und des nachts musste die Korrespondenz erledigt werden. Wann sonst? Ich lernte eigentlich zum ersten Mal, was Arbeiten heisst. «Du machst jetzt ein Plakat für meine Initiative Demokratie im Nationalstrassenbau. Pass auf: Winkelried, durchbohrt von Autobahnen.» «O.K. Und wer druckt es? So etwas Riesiges?» «Du natürlich. Du malst es.» «Wo?» «Wo es Platz hat. Wir brauchen drei Stück.» Ich malte die drei Plakate auf dem Boden einer leeren Garage. Er stiess mich immer gnadenlos zum Äussersten. Es war nicht zu meinem Nachteil. Es war meine Bestimmung.

Und es kam etwas, von dem ich nie geträumt, mit dem ich nie gerechnet hatte, das schönste, unfassbarste und wunderbarste Geschenk, das mir das Leben bringen konnte: Es kam Vera, unsere Tochter, im November 1974. Ein Skorpion in Reinkultur. Leidenschaftlich. Furchtlos. Raffiniert. Gesegnet mit unvergleichlichem Gerechtigkeitssinn, mit nie erlahmendem Kampfgeist und unerschöpflicher Arbeitskraft. Und einem Herzen voll brennender Liebe zu den Tieren und zur ganzen lebenden Welt.

Aber dass sie die Fortsetzung von Franz werden sollte und die Zukunft seines Wirkens, das wussten wir damals noch nicht.

Judith Weber

Natur

Windenergie – Gegenwind für Monster-Windturbinen **8–9**
Franz Weber Territory – Begegnung im australischen Busch **22**

Tiere

Korallenfische – FFW ringt in Indonesien um Banggai-Kardinalfisch **10–11**
Elefantenschutz – Greift das Wunder von Montreux? **12–14**
Angola/Namibia – Touristen werden Zeugen von Elefanten-Massaker **15**
Vogelschutz – FFW stoppt Fang von Singvögeln **17**
Zootiere – Neue Freiheit für Zoo-Elefanten in Brasilien **24–25**
Kühe – Lieber mit Hörnern **26–27**

Schweiz

Atomenergie – Chance zum Ausstieg **20–21**
Wölfe – Auf seiner Spur vom Wolf lernen **23**
Pappelallee Tägermoos – Happy End um Fünf nach Zwölf **28**
Giessbach – Seltene Blumenpracht mit ProSpecieRara **31**

JFW Plus

Leserbriefe – Die Leser haben das Wort **29**
Rezept – Vegane Gaumenfreuden aus dem Giessbach **30**

Gesellschaft

Tod des Todes – Vergreift sich die Wissenschaft an der Seele? **4–7**
Franz Weber – Urgestein der Umweltbewegung **18–19**

Titelbild: ***Loxodonta africana*** Bild: zVg

Spendenkonto:
Postkonto Nr. 18-6117-3, Fondation Franz Weber, 1820 Montreux 1
IBAN: CH31 0900 0000 1800 6117 3

Impressum

Herausgeberin: FONDATION FRANZ WEBER
Chefredaktion: Judith Weber
Redaktion: Judith Weber, Vera Weber, Viktoria Kirchhoff, Hans Peter Roth
Erscheinung: 4x pro Jahr
Druck: Ringier Print Adligenswil AG
Layout: Berta Fellmann, Ringier Print Adligenswil AG
Redaktion und Administration: Journal Franz Weber, Postfach, 1820 Montreux 1, Schweiz, T +41 (0)21 964 24 24, F +41 (0)21 964 78 46, ffw@ffw.ch, www.ffw.ch
Abonnemente: Journal Franz Weber, Abonnemente, Postfach, 1820 Montreux 1, Schweiz, T +41 (0)21 964 24 24
Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck von Fotos oder Texten nur mit Genehmigung der Redaktion.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte oder Fotos kann keine Verantwortung übernommen werden.

printed in switzerland

Menschheitsentwicklung

Kommt der Tod der Seele?

Alika Lindbergh

Wie es manchmal noch geschehen kann, wenn man das Glück hat, auf dem Lande zu wohnen, wurde mir kürzlich eines jener Wundererlebnisse zuteil, die das Herz jedes Naturforschers höherschlagen lassen. Und dies im Alter von 86 Jahren! Ich sah zum ersten Mal in meinem Leben den Grossen Schillerfalter, «dessen grüne und pummelige Raupe sich auf Weiden entwickelt» (so die Beschreibung in einem meiner Führer über die Schmetterlinge Europas).

Ein Hauch von Paradies

Ich weiss nicht, ob ich dieses Glück dem Umstand verdanke, dass in meinem Garten eine Salweide steht, doch plötzlich löste sich ein Schmetterling aus dem Schatten der Bäume, überflog eilig die Beete mit den Rosen und Purpurglöckchen und zog meinen Blick auf sich durch das metallische Blitzen eines intensiven, von violetten Reflexen durchzogenen Blaus, das im raschen Schlagen seiner Flügel immer wieder einmal sichtbar, dann wieder verdeckt war. Selbst als kleines Mädchen, als mein Vater mich lehrte, die in den belgischen Ardennen damals noch sehr zahlreichen Schmetterlingsarten zu bestimmen, hatte ich je etwas Derartiges zu Gesicht bekommen: Nicht einmal der prächtige Rote Apollo besitzt diese wechselnden Glanzlichter, die dem Irisieren von Kolibrifedern gleichen. Und da erweist mir der kleine Elf die ausserordentliche Ehre, sich nur wenige Meter von mir entfernt niederzulassen, und lässt mich so nahe an sich herankommen, dass ich die zwei kleinen orangefarbenen Augenflecke auf seinen Hinterflügeln erkennen kann! Kein Zweifel, es ist der *Apatura iris,* den die Franzosen «grand mars changeant» und die Deutschen «Schillerfalter» nennen.

Das kleine Märchengeschöpf blieb mehrere Minuten lang vibrierend zu meinen Füssen in der Allee sitzen und liess sich bewundern. Gleich einer kostbaren und zerbrechlichen Hoffnung öffnete es mir mit seinen irisierenden Flügeln für wenige betörende Minuten eine Spalte breit die Tür zu dem Paradies, das unser Europa einst war.

Wie jedes Mal, wenn die Natur mich auf solche Weise beschenkt, fand ich mich mehrere Stunden lang überwältigt, ergriffen und im wahrsten Sinne des Wortes wie verzaubert und erinnerte mich in dankbarer, überströmender Freude an andere Begegnungen mit Tieren oder Pflanzen, die alle wie auch diese meinem Leben einen Sinn gegeben haben.

Genau so war es auch vor über dreissig Jahren an einem nebligen Herbstmorgen in der Dordogne, wo ich damals lebte. Ich hatte etwas Essbares in die Nähe eines Dachsbaus gebracht, als ich auf dem Waldplateau, wo ich Gaben für meine wilden Schützlinge gewöhnlich abstellte, einen prächtigen Ziegenmelker (Nachtschwalbenmännchen) sitzen sah, der im dürren Laub zu schlafen schien.

Letzte Spuren des verwüsteten Gartens Eden

In der Stille und paradiesischen Ruhe dieser der Welt entrückten Insel des Friedens durfte ich den seltensten, geheimnisvollsten der einheimischen Nachtvögel betrachten. Dank seiner meisterhaften Mimese wusste er vollständig mit dem Gewirr von Moosen, Rindenstücken, Flechten und welkem Laub des Unterholzes zu verschmelzen, auf dessen kaum gebahnte Pfade ich als einziges menschliches Wesen den Fuss setzte. Die «Passanten» waren hier Rehe, Füchse, Dachse, Kröten und andere Märchenwesen – (weder Jäger noch Landwirte noch Touristen! ...). Ein paar Sekunden lang öffnete der schöne, dämmerungsaktive Vogel ein grosses dunkles Auge, dann schloss er es wieder, ohne dass auch nur die kleinste Regung durch seinen langen, schlanken

Kein Zweifel, es ist der wunderschöne *Apatura iris,* den die Franzosen «grand mars changeant» und die Deutschen «Schillerfalter» nennen.

Vertrauend auf seine perfekte Tarnung zeigte der Ziegenmelker (Nachtschwalbenmännchen) keine Furcht.

Körper ging – er hatte mich gesehen – doch vertrauend auf seine perfekte Tarnung zeigte er keine Furcht.

Solche Erinnerungen bewahre ich im Museum meines Gedächtnisses auf wie Kunstgegenstände von unschätzbarem Wert. Und immer wenn mich der Ekel packt angesichts der vulgären Scheusslichkeiten, mit denen die Menschheit die Erde überzieht, öffnen diese lebendigen Schätze erneut meine Seele wie eine Blume, die man tränkt. Sie sind die letzten Relikte des verwüsteten Gartens Eden, brüchige Planken, an die wir uns klammern in dem gewaltigen ökologischen Schiffbruch, worin wir uns abstrampeln und die wildlebenden Tiere und Pflanzen mit uns reissen, unser fantastisches Erbe, unsere grosse irdische Familie und all die grandiosen Schätze, die einst unseren Planeten bevölkerten.

Und nun, nachdem unsere Verbindung gekappt ist mit diesem Garten, der unser blauer Planet einst war, fühlen wir uns da nicht wie arme verstossene Waisenkinder?

Der Ruf des Waldes

Dieses Heimweh, die schmerzliche Abwesenheit des verlorenen Paradieses empfinden viele Menschen, oft ohne sich dessen wirklich bewusst zu sein. Die immer grössere Beliebtheit der Gartenarbeit bei immer mehr Menschen, oder in den grossen Ferien die überstürzte Flucht an die Strände, in die intakte Natur, kurz, ins Grüne und an die frische Luft, zeugen vom «Ruf des Waldes», den wir fast alle vernehmen. Ob reich oder arm, wir verfügen alle über denselben höchsten Luxus, und unser Unterbewusstsein weiss, dass das Glück in den einfachsten, den elementarsten und zugleich ältesten Dingen liegt: darin, das tierische Wohlbefinden der Ursprünge wiederzuerlangen, als wir blossen Fusses über die Erde liefen …

Welche Psychotherapie, welches Antidepressivum könnte der besänftigenden Wonne gleichkommen, sich im duftenden Gras auszustrecken oder barfuss einen nassen Strand entlang zu rennen?

Nichts ist wahrer – und nichts leichter – unsere emotionale Intelligenz weiss das, unsere Seele fühlt es. Als winzige Bausteine einer unermesslichen Ordnung, regiert von grundlegenden Gesetzen, wissen wir im tiefsten Inneren sehr gut, dass diese Gesetze, mögen sie uns auch manchmal schwer verständlich erscheinen, uns erschaffen und unsere Existenz ermöglicht haben.

Was in geheimen Labors vor sich geht

War es der Zufall, der es so wollte? Am Tag nach meiner wunderbaren Begegnung mit dem Schillerfalter öffnete ich ein vor kurzem erschienenes Buch mit dem Titel: «La mort de la mort – comment la technomédecine va bouleverser l'humanité» («Der Tod des Todes – wie die Tech-

Ich war völlig verblüfft angesichts der Tragweite der wissenschaftlichen und technologischen Fortschritte, von denen im Buch «Der Tod des Todes – wie die Technomedizin die Menschheit revolutionieren wird» die Rede war.

nomedizin die Menschheit revolutionieren wird», Anm. d. Übersetzers).

Zunächst war ich völlig verblüfft angesichts der Tragweite der wissenschaftlichen und technologischen Fortschritte, von denen in diesem gelehrten Werk die Rede war. Dann erschrak ich so tief, dass ich froh war, ein Alter erreicht zu haben, in dem sich der Tod ganz normal und unaufhaltsam nähert. So kann ich wenigstens sicher sein, das entsetzliche «Glück» nicht zu erleben, das sich da anbahnt.

Der Autor des Buches – Doktor Laurent Alexandre – ein hochqualifizierter urologischer Chirurg und Spezialist auf dem Gebiet der Entschlüsselung des Genoms, legt darin sehr eindrücklich dar, wie die Biotechnologien künftig in der Lage sein werden, die Regeln der belebten Welt von Grund auf zu ändern und neu zu gestalten. Wobei dies auch für Körper und Geist, ja die eigentliche Natur des Menschen selbst gilt, indem dieser so zusammengebastelt wird, dass aus ihm letztendlich ein hybrider Cyber-Mensch entsteht – oder sogar zur Gänze ein dem Menschen überlegener Roboter, eine vom Menschen hergestellte Maschine.

Dr. Laurent Alexandre bei einer Präsentation seines Buches «La mort de la mort – comment la technomédecine va bouleverser l'humanité» («Der Tod des Todes – wie die Technomedizin die Menschheit revolutionieren wird»)

Wenn man bedenkt, dass er von seinen wissenschaftlichen Forschungen selbst betroffen ist, legt Doktor Alexandre eine bemerkenswerte Objektivität, Hellsichtigkeit und Aufrichtigkeit an den Tag. Doch das macht sein Werk für mich – wie für alle ähnlich empfindenden Vertreter des Biokonservatismus – nur umso beängstigender.

Denn was dort in der hinterhältigen Verschwiegenheit der Laboratorien ausgeheckt wird, ist nichts anderes als die Zukunft der Menschheit und somit die Zukunft der gesamten belebten Natur. Während der letzten Jahrzehnte waren die Bemühungen der Nanotechnologien, der Biologie, der Informatik und der kognitiven Wissenschaften einzig darauf ausgerichtet, an Macht und Effizienz zu gewinnen. Und diese gefährliche Allianz wird gewaltige und sehr rasche wissenschaftliche Fortschritte ermöglichen, die darauf abzielen, das von der Natur geschaffene LEBEN durch künstliches Leben von Menschenhand zu ersetzen.

Eine sehr reale Gegenwart

Neben anderen ebenso prometheischen Projekten geht es darum, mit Prothesen ausstaffierte, von Nanobots bewohnte, mit Elektro-Chips gespickte … Cyber-Menschen zu fabrizieren, Mischwesen aus Mensch und Maschine, deren Gehirne überdies verändert sein werden, um selbst die beeindruckendsten Möglichkeiten der herausragendsten biologischen menschlichen Intelligenzen zu übertreffen.

«Aufschwung für die Gentherapie

Die Gentherapie interveniert bei genetischen Krankheiten direkt beim Problem, dem defekten Erbgut. Nun könnte die Crispr/Cas-9-Genschere dieser Therapie zum Durchbruch verhelfen. Die neue Genschere ist präzise, effizient, günstig und einfach in der Handhabung. Aktuell werden in China erste klinische Versuche gestartet. Ein Erfolg dieses Versuchs oder ähnlicher könnte zum Wegbereiter für tiefere Eingriffe ins Erbgut und in die menschliche Keimbahn werden. Technisch scheint alles möglich. Es ist jedoch fraglich, was ethisch vertretbar ist.»

(Tagesanzeiger, 2.8.2016)

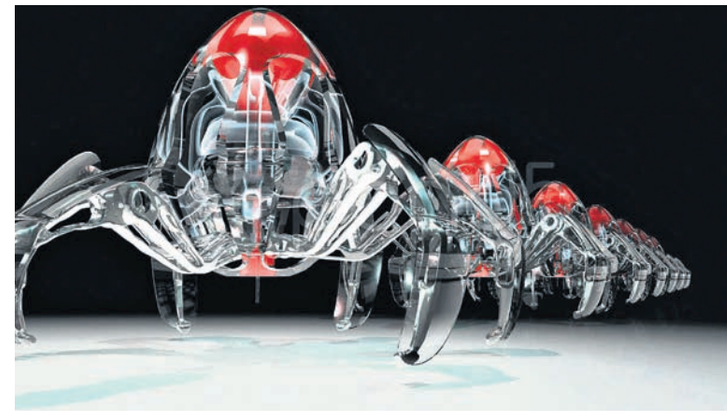
Die Hoffnung, dass es sich dabei um Science-Fiction, um eine nur in der Fantasie existierende oder jedenfalls sehr ferne Bedrohung handle, die wahrscheinlich keine Konsequenzen haben werde, müssen wir leider aufgeben! Es handelt sich im Gegenteil um eine sehr reale Gegenwart und um «Fortschritte», die bereits eingeleitet wurden, seit die Nanowissenschaften die Kontrolle der Materie auf molekularer und atomarer Ebene ermöglichen und den Zauberlehrlingen damit unbegrenzte Möglichkeiten eröffnen. Denn dank den Nanowissenschaften lässt sich alles reparieren, auch Gewebe und lebende Organismen.

Die künstliche Intelligenz ist nicht nur im Begriff, bis im Jahr 2050 mit der menschlichen Intelligenz zu konkurrieren, sondern auch – lange vor dem Ende des 21. Jahrhunderts – so leistungsfähig zu werden, dass sie die Grenzen der biologischen kognitiven Komplexität überschreiten wird!

Das bedeutet, dass wir, die biologischen Menschen, Gefahr laufen, zu den geistig Zurückgebliebenen einer Gesellschaft der Transhumane und der überlegenen Cyber-Menschen zu werden, die wir dergestalt fabriziert haben, dass sie ohne Weiteres imstande sind, uns zu zertreten und auszulöschen, wenn sie der Meinung sind, wir seien unnützer Ballast.

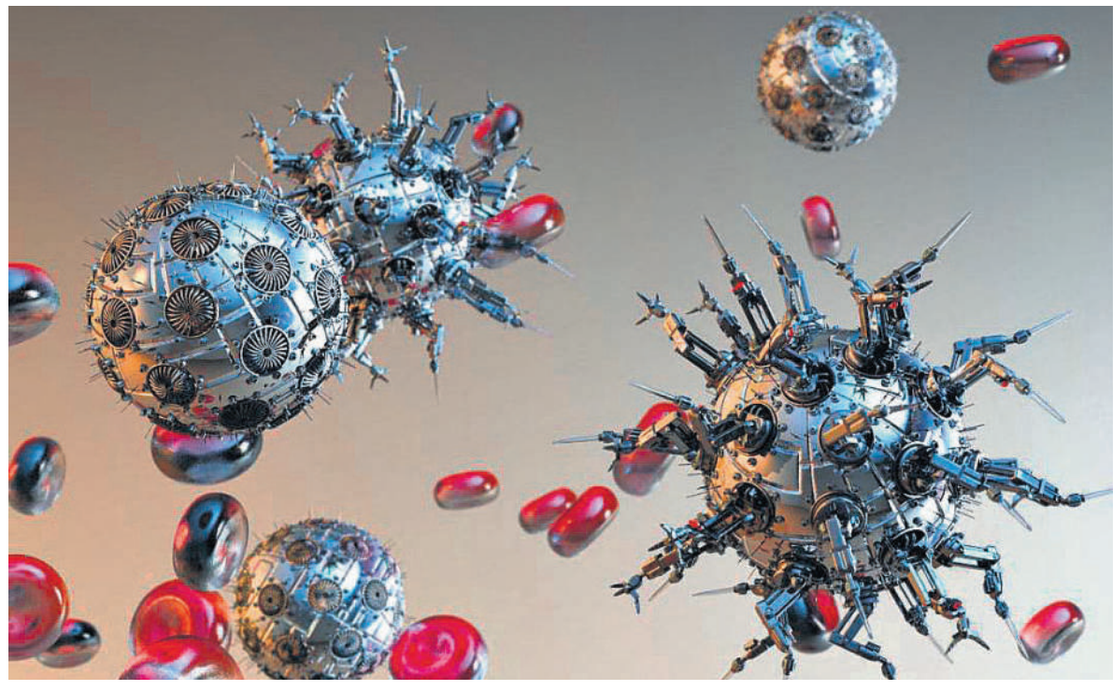
Ein beunruhigendes, ja entsetzliches Übermorgen

Mag diese unerfreuliche Perspektive auch noch keine unmittelbare Bedrohung darstellen, sondern lediglich der Ausblick auf ein beunruhigendes, um nicht zu sagen grauenhaftes Übermorgen sein, so haben wir doch Grund zur Sorge um die nahe Zukunft: Denn schon in dieser nahen Zukunft könnte man an unseren Körpern und unseren Gehirnen herum-



Werden bald Millionen solcher Mikromaschinen in unsere Körper und Gehirne implantiert?

basteln, ist doch geplant, dort Millionen von Nanobots zu implantieren. Zwar würden diese angeblich nur darin zirkulieren, um unsere krankhaften Defekte zu diagnostizieren und zu reparieren, doch auch, um unsere natürliche Programmierung zu verändern.
Nach welchen modischen Strömungen? Nach welchem «politisch korrekten» Konzept? Und vor allem: Wer wird das entscheiden?
In jedem Fall wird es durch die «Unterstützung» unserer armen Gehirne und die Modifikation ihrer Funktionsweise auf neuronaler Ebene möglich sein, aus jedem von uns jemand oder etwas anderes zu machen, als wir sind.
Hier stellt sich mir eine von meiner bescheidenen biologischen Intelligenz eingegebene naive Frage: Wenn mein Denken nicht mehr das Denken des Gehirns ist, mit dem ich geboren wurde und mit dem ich mich entwickelt habe, sondern das Ergebnis der Fähigkeiten von in mein Gehirn eingesetzten Computern und Implantaten, werde ich dann noch ich sein???



Schon bald könnten Nanobots in unserem System zirkulieren, um krankhafte Defekte zu reparieren, doch auch, um unsere natürliche Programmierung zu verändern. Bilder: zVg

Bis zur Vollendung der Erbsünde

Das letztendliche Ziel der wahnwitzigen Projekte all dieser prometheischen Biotechnologien besteht darin, den Zeitpunkt des Todes möglichst weit hinaus zu schieben (anscheinend noch in diesem Jahrhundert auf mindestens 200 Jahre), ja, den Tod gänzlich abzuschaffen. In den Augen der Adepten der Biotechnologie ist der Tod nur eine von mehreren Wahlmöglichkeiten der natürlichen Selektion und damit lediglich eine biologische Option, die abzulehnen oder gänzlich zu eliminieren ist.
Wir haben verstanden: Seine aktuellen und zukünftigen Fortschritte werden es dem Menschen schlussendlich ermöglichen, bis zur Vollendung seiner Sünde zu gehen. Bis zum Ende des alten Mythos von Eden und der verbotenen Frucht vom Baum der Erkenntnis – mit dem Überschreiten der göttlichen Ordnung durch eine Biotransgression.
Doktor Laurent Alexandre analysiert detailliert (und wie schon gesagt, vollkommen hellsichtig und aufrichtig) die sozialen, kulturellen, moralischen, religiösen, politischen und ökonomischen Umwälzungen, zu denen die zukünftigen Fortschritte zwangsläufig führen werden, ohne dabei ausser Acht zu lassen, dass dies zunächst unvermeidliche persönliche oder kollektive Tragödien, schockierende Ungleichheiten, kurz, ein entsetzliches Durcheinander, um nicht zu sagen, Chaos, nach sich ziehen wird.
Doch besonders ein (nebenbei mit einer mir fahrlässig erscheinenden Leichtigkeit erwähntes) Detail hat mir einen Stich versetzt: Alexandre gibt zu verstehen, dass in dieser «besten aller Welten» der Zukunft die Natur vollständig domestiziert sein wird. Ich wünsche mir inständig, sterben zu dürfen, bevor es so weit kommt.
Doch Doktor Alexandre hat recht: Was kann man von einer künstlichen Menschheit anderes erwarten? Mit welchem Gefühlszentrum, mit welcher Seele sollten sich die Transhumane und andere Maschinenwesen vom Aufbrechen einer Rosenknospe berühren lassen, oder von der Zärtlichkeit, mit der eine Löwin ihre Jungen überschüttet?
Dafür braucht man eine Seele … jenes Unsichtbare, dessen Präsenz wir in uns spüren, dieses zarte «ich», das, wie es scheint, bei unserem Tod den Kokon unseres Körpers verlässt, um ganz in Liebe eingetaucht, seine Initiationsreise zum Licht fortzusetzen?
Wenn indes das Natürliche im Menschen fortschreitend verändert und eliminiert wird, so wie selbstverständlich alle biologischen Tiere und Pflanzen fortschreitend verändert und eliminiert werden – wird dann die Welt der Zukunft die Welt der toten Seelen sein?
Wenn ja, möge uns der Gott der Galaxien beistehen! ■

Dr. Laurent Alexandre gibt zu verstehen, dass in dieser «besten aller Welten» der Zukunft die Natur vollständig domestiziert sein wird.

Nr. 117 Juli | August | September 2016

Windparks in der Schweiz

Alarmierende Zunahme an Baugesuchen

Die Energiewende ist ein Gebot der Stunde. Auch Helvetia Nostra unterstützt diese. Werden aber ohne Augenmass verkehrte Lösungen anvisiert, ist es für Helvetia Nostra auch ein Gebot der Stunde, Einsprache oder Beschwerde einzureichen. Dies gilt für eine ganze Reihe von Windpark-Projekten.

Fabian Dreher / Anne Bachmann

Helvetia Nostra (HN) ist besorgt über die alarmierende Zunahme an Baugesuchen für Windparks auf den Jurakreten und Plänen für Windparks in den Alpen. Zu befürchten sind massive Eingriffe in intakte Landschaften und Landschaftsbilder. Dazu kommen grosse Gefahren für Vögel und Fledermäuse. Die kumulierten Auswirkungen von Windparks sind bislang kaum vertieft untersucht, geschweige denn berücksichtigt worden. HN war daher gezwungen, in verschiedenen Fällen Einsprache oder Beschwerde einzureichen. Nachfolgend die aktuellen Schwerpunkte.

Windpark von Vallorbe (VD)

Auf Wunsch der Umweltverbände, darunter HN, erklärte sich der Kanton Waadt bereit, eine Studie über die kumulierten Auswirkungen der geplanten Windparks auf Landschaft, Vögel und Fledermäuse zu erstellen.

Zu unserem Erstaunen wurde jedoch vor der Publikation dieser Studie der Windpark «Sur Grati» in Vallorbe von den kantonalen Behörden gutgeheissen. Dabei liegt dieser in unmittelbarer Nähe der ebenfalls geplanten Parks «Mollendruz» und «Bel Coster». Es ist für uns unverständlich, dass der Kanton den Windpark «Sur Grati» gutheisst, ohne die kumulierten Auswirkungen aller drei Parks gesamthaft zu kennen.

Windpark Montagne-de-Buttes (NE)

Dieser Windpark im idyllischen Val-de-Travers ist der grösste momentan geplante in der Schweiz. 19 über 180 Meter hohe Windturbinen sollen auf einer Fläche von 820 Hektaren in der Juralandschaft verteilt werden. Diese Industrialisierung ist umso bedenklicher, als in kaum 10 Kilometer Entfernung sowohl in der Schweiz wie auch in Frankreich weitere Windparks geplant sind. Umso mehr bedauert HN auch hier das Fehlen einer Studie der kumulierten Auswirkungen, bloss weil die übrigen Parks jenseits der Kantons- oder Landesgrenze liegen.

Was wir verlangen, ist eine Studie der Sichtbarkeit sämtlicher Anlagen. Sollten alle Anlagen gebaut werden, wird das Val-de-Travers von Windparks komplett umschlossen sein. Insbesondere sind dabei auch die Auswirkungen auf die Zugvogelkorridore zu untersuchen. Die vielen benachbarten Anlagen wirken wie eine Barriere. Entsprechend hoch ist die Gefahr tödlicher Kollisionen. Im Juli 2016 hat HN deshalb Einsprache gegen dieses Baugesuch erhoben.

Windpark in Sainte-Croix (VD)

Dieser Windpark befindet sich nur knapp zehn Kilometer vom geplanten Windpark Montagne-de-Buttes entfernt. HN erhob bereits einmal erfolgreich Beschwerde gegen diesen Windpark. Das Waadtländer Kantonsgericht wies die Bauherrschaft an, insbesondere die Auswirkungen auf die Vögel vertieft zu untersuchen.

Leider kam die Bauherrschaft dieser Aufforderung nur ungenügend nach. So sahen wir uns zu einer erneuten Einsprache gezwungen. Die Massnahmen zum Vogelschutz genügen den Anforderungen des letzten Gerichtsurteils nicht. Zudem wurden auch hier die kumulierten Auswirkungen auf Landschaft, Vögel und Fledermäuse kaum berücksichtigt. Vor allem für die Vogelwelt sind diese Auswirkungen nicht hinnehmbar.

Windparkprojekt Montagne-de-Buttes (NE): typische Landschaft des Neuenburger Jura Bild: Anne Bachmann

Windpark im Vallée de Joux (VD)

Kaum vorstellbar, dass die kantonalen Behörden das Vorhaben «Eoljoux» gutheissen, angesichts des Standorts dieses geplanten Windparks. Auch hier wartete der Kanton seine eigene Studie zu den kumulierten Auswirkungen nicht ab. Zudem figuriert der Standort im Bundesinventar der Landschaften und Naturdenkmäler von nationaler Bedeutung!

Der Bau von sieben über 200 Meter hohen Windturbinen würde die Landschaft und das Panorama des Vallée de Joux auf immer verschandeln. Zudem genügt das Bauvorhaben auch den Anforderungen an den Vogelschutz gemäss dem Urteil Sainte-Croix des Waadtländer Kantonsgerichts in keiner Weise. Gefährdet durch die geplanten Anlagen ist auch eine grosse Fledermauspopulation von nationaler Bedeutung. So blieb HN auch hier nur der Gang vor Gericht.

Windparkprojekt in Vallorbe (VD): drei Windparkprojekte in unmittelbarer Nähe ohne Studie der kumulierten Auswirkungen

Bild: Candice Baan

Deutschschweiz

Auch in der Deutschschweiz ist HN an vorderster Front aktiv. Gemeinsam mit anderen Umweltverbänden setzen wir uns dafür ein, dass die Windparks an Orten geplant werden, wo sich negative Einflüsse auf Landschaft, Vögel und Fledermäuse auf ein Minimum beschränken.

So wehrt sich HN zum Beispiel gegen den geplanten Windpark auf dem Grenchenberg (SO). Hier sollen sechs Windenergieanlagen von bis zu 150 Meter Höhe auf die erste Jurakrete gestellt werden. Dabei wird der Landschaft besonders viel Schaden zugefügt; ist doch die erste Krete im westlichen Mittelland weithin sichtbar. Zudem bedrohen die Anlagen verschiedene Lebensräume bedrohter Vögel (z.B. Feldlerche). Eine Anlage ist sogar weniger als 300 Meter vom fixen Horst eines sehr seltenen und geschützten Wanderfalkenpaars entfernt geplant.

Lange Barriere

Damit nicht genug. Auf den direkt angrenzenden Kreten von Montoz-Pré-Richard (Gemeinde Court, BE) sowie der Montagne de Romont (Gemeinde Romont, BE) sollen ebenfalls Windparks mit jeweils sechs bis sieben Windturbinen zu stehen kommen. Werden diese alle gebaut, entsteht dadurch eine Barriere von über 10 Kilometern. Dies gefährdet vor allem Zugvögel und regionale Fledermauspopulationen. Ohnehin sind zahlreiche Wiesen und Waldweiden im Jura Lebensraum für bedrohte Vogelarten. Kantone, Gemeinden und Bauherren drücken sich indes allesamt um die Erstellung von Studien über die kumulierten Auswirkungen ihrer Bauvorhaben.

In den Kantonen Freiburg und Bern nahm HN zudem die Möglichkeit wahr, sich zu geplanten Änderungen der Richtpläne im Bereich Windenergie zu äussern. Der Kanton Freiburg versucht anhand von positiven und negativen Kriterien, künftige Standorte von Windparks und Windenergieanlagen festzulegen. HN hat sich gemeinsam mit anderen Umweltverbänden dafür stark gemacht, dass auch klare Ausschlusskriterien Aufnahme in den Richtplan finden. So sollen etwa Lebensräume stark bedrohter Arten (Auerhahn u.a.!) auf keinen Fall Standorte von Windenergieanlagen sein dürfen. Denn empfindliche Arten können so ihren Lebensraum verlieren.

Prüfräume für Windparks

Der Kanton Bern wiederum möchte zusätzliche Prüfräume für Windparks in seinen Richtplan aufnehmen. Damit definiert der Kanton Regionen, in denen die Möglichkeiten von Windparks vertieft abgeklärt werden können. Auch hier hat HN klar Stellung bezogen: Weit herum sichtbaren Windenergieanlagen in den Berner Alpen steht sie sehr kritisch gegenüber. Geschützte und intakte Landschaften sollen auch in Zukunft geschützt und intakt bleiben. Kein vernünftiger Mensch will die umwerfende Sicht auf die Ikonen der Berner Alpen, Eiger, Mönch und Jungfrau, durch Windräder verstellt sehen.

Solange derart zerstörerische Windparks geplant werden, wird Helvetia Nostra auch dagegen vorgehen. Wie andere Standorte zeigen, ist es durchaus möglich, Windenergieanlagen in Einklang mit Natur, Tierwelt und der einheimischen Bevölkerung zu bauen. ■

Helvetia Nostra macht sich stark für Lebensräume bedrohter Arten. Beispiel Auerhahn Bild: Woodwalker

Artenschutz

Die letzten Banggai-Kardinalfische

Er ist ebenso schön wie verfolgt. Der seltene Banggai-Kardinalfisch, der nur in einem indonesischen Archipel vorkommt. Sein Überleben steht und fällt mit einer Entscheidung in Johannesburg im September/Oktober.

Ross Nansen

Typischer Lebensraum des Banggai-Kardinalfisches

Im stillen Türkisblau einiger Lagunen vor Sulawesi in Indonesien lebt ein kleiner Korallenfisch: der Banggai-Kardinalfisch (Banggai). Besondere geografische und biologische Eigenheiten machen ihn «unersetzlich», sagt Professor Alejandro Vagelli von der Rutgers University in den USA.

«Er hat einen ausserordentlich beschränkten Lebensraum», weiss Vagelli als weltführender Experte dieses kleinen farbigen Fisches. «Er kommt nur in kleinen isolierten Beständen im Flachwasser von gerademal 34 Inseln des Banggai-Archipels vor.»

Die letzte Erhebung durch Vagelli gemeinsam mit der Fondation Franz Weber (FFW) 2015 zeigte, dass sich der Lebensraum des Fisches auf 23 Quadratkilometer beschränkt. Das entspricht etwa der Fläche des Murtensees und eines der kleinsten je dokumentierten Verbreitungsgebiete eines Meeresfisches.

Heiliger Gral der Aquarianer

1994 war Gerald Allen, ein Experte für indopazifische Korallenfische, der erste Wissenschaftler, der die Fische in ihrem natürlichen Lebensraum untersuchte. Sofort erkannte Allen, dass dieser Fisch nicht lange unbemerkt bleiben würde. «Es ist nur eine Frage der Zeit, bis er einen Boom in der weltweiten Aquarienszene auslöst.»

Schon ein Jahr später wurde dem Banggai intensiv nachgestellt. Aquarianern und Sammlern aus der ganzen Welt war rasch klar: Hier fand sich in Sachen Meeresfische der Heilige Gral. Die ersten Schätzungen des Aquarienhandels, die Vagelli dokumentierte, zeigten, dass schon Anfang 2001 täglich mindestens 2 000 Tiere aus freier Wildbahn entnommen wurden, also rund 700 000 pro Jahr.

Station der Management-Behörde zum Schutz des Banggai-Kardinalfisches in Bone Baru auf Banggai, die nie in Betrieb genommen wurde.

Leicht zu fangen

«Sie lassen sich leicht fangen», sagt Sarli Yakil, ein einheimischer Fischer, der auf den Fang von Banggai-Kardinalfischen spezialisiert ist. Weil sie sich im stillen Flachwasser in sesshaften Gruppen zusammenscharen, kann man sie problemlos in Netze scheuchen und dann in Transportbehältern den Händlern übergeben. Hat man einen Schwarm gefunden, ist er in weniger als einer Minute abgefischt.

Yakil erklärt, dass er die Fische in Einheiten von 1 000 Tieren zu 5 US-Cent pro Fisch an Händler aus Bali verkauft. «Doch viele meiner Fische sterben, bevor sie Bali erreichen.» Er schätzt, dass nur die Hälfte der Tiere den Flug nach Bali überstehen. Und die Händler zahlen nur für jeden lebenden Fisch. Die Dealer exportieren die Banggai-Kardinalfische dann über Zwischenhändler weiter, wobei gemäss Schätzungen von Vagelli ein weiteres Viertel verloren geht. Nach Ankunft in den USA oder Europa haben die Überlebenden dann einen Stückwert von mindestens 50 US-Dollar.

«Mittlerweile ist es aber sehr schwierig geworden, noch Banggai-Kardinalfische zu finden», stellt Yakil fest. Es kostet ihn und seine Fischerkollegen immer mehr Zeit, Treibstoff und Geld, um noch neue Vorkommen zu finden. Damit bringt Yakil für den Unterhalt seiner fünfköpfigen Familie gerade noch einen Zustupf von 70 Dollar monatlich nach Hause. Sein Haupterwerb ist Nelkenpflücken.

Akut bedroht

Schon 2005 stellte Vagelli fest, dass die Bestände des Banggai in nur einem Jahrzehnt um 90 Prozent geschrumpft «und gebietsweise ausgestorben» waren. «Dieser massive Rückgang des Banggai», erklärt Monica Biondo, Meeresbiologin der

FFW, «erfüllte klar die Kriterien für eine Listung des Fisches im CITES-Anhang II.» Ein solcher Schutzstatus verlangt strikte Handelsbeschränkungen mit Quoten und Genehmigungen, sowohl für die Fischer vor Ort, wie auch Händler und letztlich Abnehmer in Übersee. 2007 setzte die Weltnaturschutzunion (IUCN) den Banggai-Kardinalfisch auf die Rote Liste gefährdeter Arten, obschon er an der CITES-Vertragsstaatenkonferenz in Den Haag im selben Jahr keinen Schutzstatus erhielt. «Indonesien widersetzte sich einem Antrag der USA zur Listung des Fisches mit dem Argument, das Land könne einen nachhaltigen Handel selber gewährleisten», sagt Biondo.

Im Fischerdörfchen Bone Baru auf der Banggai-Insel, unweit einer der grössten Banggai-Populationen, wurde in der Folge eine Station eigens zum Management des filigranen Fisches eingerichtet. Doch laut Budiwan Apok, einem Vertreter der Fischereiabteilung auf Banggai «wurde die Station nie in Betrieb genommen». Und er ergänzt: «Mittlerweile sind alle Banggai-Kardinalfische um Bone Baru ausgefischt.» Heute ist das leerstehende Gebäude von Vegetation überwuchert und die verbleibenden Banggai-Bestände schwinden weiter in ihrem gesamten Lebensraum. «Schon in wenigen Jahren werden sie in freier Wildbahn komplett ausgelöscht sein», warnt Alejandro Vagelli.

Letzter Hoffnungsfunke

Anlässlich der 17. CITES-Vertragsstaatenkonferenz (CoP17) in Johannesburg, Südafrika im September und Oktober 2016, werden die 183 Mitgliedsländer einmal mehr über das Schicksal dieses zierlichen Korallenfisches befinden. Einmal mehr ist der Antrag eingereicht, den Banggai-Kardinalfisch unter Anhang II zu listen, diesmal von einem anderen grossen Abnehmergebiet, der Europäischen Union (EU).

Die EU, die als einer der grössten Märkte Verantwortung für diesen speziellen Fisch trägt, hofft, dass Indonesien den Antrag nicht ablehnen wird. Es würde nach Wegen gesucht, wie die EU Indonesien bei der Einführung von Schutzbestimmungen für den Fisch unterstützen könne. Dies beinhalte finanzielle Unterstützung und technische Beratung. Eine Listung unter Anhang II bringe dem Land und den lokalen Fischern nur Vorteile und bedeute eine klare Win-Win-Situation.

Doch Ratna Sari, stellvertretende Direktorin für internationale Abkommen der indonesischen CITES-Behörde, kündigt erneuten Widerstand gegen die Listung an. «Wir wurden brüskiert», sagte sie an einem Treffen mit Lokalvertretern am 29. August in der Stadt Salakan auf einer der Archipel-Inseln, an dem auch die FFW teilnahm. «Die EU hat gute Gepflogenheiten verletzt. Sie hätte vor Einreichung ihres Antrags die indonesische Wissenschaftsbehörde konsultieren müssen.» Fadenscheinige Argumente von Indonesiens Regierung, die von der EU mehrmals angefragt wurde, den Antrag gemeinsam einzureichen.

«Sonst wird er verschwinden»

Zusicherungen der Hilfestellung, finanzieller und technischer Unterstützung von Seiten der EU und von Nichtregierungsorganisationen wie der FFW halfen nichts. Eine Anhang-II-Listung des Banggai-Kardinalfischs sei zu zeitraubend und kostspielig, monierte Sari. Sie empfiehlt eine Vorausbezahlung von Geldern, bevor Indonesien auch nur über eine Listung nachdenken werde – an der nächsten CITES-Konferenz 2019.

Lokalbehörden und Fischer wie Yakil teilen die Ansicht der Nationalregierung allerdings nicht. Das Treffen endete mit der Unterschrift eines Briefs durch die beiden Regionalvertretungen der Banggai-Insel. Das Schreiben ersucht Indonesiens Regierung, eine Listung des Banggai auf Anhang II in Südafrika vorbehaltlos zu unterstützen. Bosman Lanusi, Abgeordneter der beiden Banggai-Regionalvertretungen, stellte fest: «Es sind nun 10 Jahre vergangen, seit wir den Banggai in Anhang II bringen wollten. Ohne Erfolg. Diesmal, als Vertreter der Menschen von Banggai, dränge ich mit Nachdruck darauf, dass dieser Fisch an der Konferenz in Südafrika gelistet wird. Sonst wird er verschwinden – für immer.» ■

Gerade mal 70 US-Dollar extra verdient Sarli Yakil pro Monat mit dem Fang von Banggai-Kardinalfischen, um seine fünfköpfige Familie durchzubringen.

Seine Pracht ist sein Verhängnis: der Banggai-Kardinalfisch

Bilder: Monica Biondo/FFW

AEC-Mitglieder nach der Anhörung vor der EU-Kommission (v.l.n.r): Patricia Awori, AEC Kenia; Benoît Doamba, Fauna-Direktor, Burkina Faso; Daniel Idiata, Fauna- und Schutzgebietedirektor, Gabun; Dr. Andrew Seguya, Direktor Uganda Wildlife Authority; Patrick Omondi, stellvertretender Direktor Kenya Wildlife Service und Co-Präsident der AEC; Azizou El-Hadj Issa, ehemaliger Landwirtschaftsminister in Benin und Präsident des AEC-Ältestenrats, Benin; Somolon Kyalo, CITES Management, Kenia

Elefantenschutz

Das Wunder von Montreux

Ein totales Elfenbein-Handelsverbot erreichen. Mit diesem Ziel hat im Sommer die Koalition für den Afrikanischen Elefanten in Montreux getagt. Dank der Fondation Franz Weber und deren Präsidentin, Vera Weber, rückt dieses Ziel nun in Reichweite.

Ross Nansen

«1989, anlässlich der 7. CITES-Vertragsstaaten-Konferenz in Lausanne in der Schweiz, geschah ein Wunder – ein Wunder, das die Afrikanischen Elefanten vor dem sicheren Aussterben bewahrte. Zum ersten Mal wurden alle Elefanten unter dem CITES-Anhang I gelistet. Jetzt, 27 Jahre später, vollzieht sich ein weiteres Wunder, ein weiterer historischer Moment, wieder in der Schweiz, diesmal in Montreux. Vertreter der meisten Staaten im Verbreitungsgebiet der Afrikanischen Elefanten finden hier zusammen, um eine Strategie zu verabschieden, welche die CITES-Vertragsstaaten überzeugen soll, den Afrikanischen Elefanten wieder einheitlich unter CITES-Anhang I aufzuführen und den Elfenbeinhandel ein für alle Mal zu verbieten.»

Dies waren die einführenden Worte von Vera Weber, Präsidentin der Fondation Franz Weber (FFW), als Gastgeberin der 7. Tagung der Koalition für den Afrikanischen Elefanten (African Elephant Coalition, AEC). Die 29 afrikanische Nationen umfassende Koalition tagte vom 24. bis 26. Juni 2016 in Montreux.

100 000 Elefanten

Vor dem Alpenpanorama war es so klar wie das Spiegeln des Genfersees, dass die Angereisten eine tiefe Sorge verbindet. Die Sorge um die akut bedrohten Elefanten auf ihrem Kontinent. «In den meisten unserer Länder ist die Situation alarmierend», sagt Azizou El Hadj Issa, ehemaliger Landwirtschaftsminister in Benin und Präsident des AEC-Ältestenrates. «Tag für Tag werden Elefanten abgeschlachtet, Wildhüter getötet. Und der Elfenbeinhandel schürt den Terrorismus.»

Vera Weber ergänzte, dass CITES vor 27 Jahren die Afrikanischen Elefanten «wohl vor dem sicheren Untergang bewahrte», durch deren Listung in Anhang I. «Später wurde der Elefantenschutz aber aufgeweicht. Und prompt ist die Wilderei wieder eskaliert.» Durch die Wilderei sind die Elefantenbestände katastrophal geschrumpft. Allein zwischen 2010 und 2012 wurden wegen ihres Elfenbeins mindestens 100 000 Elefanten getötet. Viele davon in AEC-Ländern, die gegen 70 Prozent

des Elefanten-Lebensraums abdecken.

Zweierlei Einstufungen

Zurzeit sind die Afrikanischen Elefanten teilweise unter CITES-Anhang I und teils unter Anhang II eingestuft. Dies bedeutet, dass jene Länder, wo die Elefanten Anhang II unterstehen, nämlich Botswana, Namibia, Südafrika und Zimbabwe, unter gewissen Bedingungen eine CITES-Genehmigung zum internationalen kommerziellen Elfenbeinhandel erhalten; so geschehen 1999 und 2008. Gleichzeitig verbietet der Anhang I für den Rest des Kontinents jeglichen Elfenbeinhandel.

Die in Montreux anwesenden Vertreter waren sich einig: Diese zweigeteilte Listung ist der falsche Weg. Denn der Afrikanische Elefant hält sich nicht an Landesgrenzen. Schon dies allein ruft nach einer einheitlichen Einstufung durch CITES.

Grenzüberschreitend

«Der Afrikanische Elefant ist eine Art. Das muss sich auch so in der CITES-Listung ausdrücken», erklärte Andrew Seguya, Exekutivdirektor der ugandischen Wildtierbehörde: «Ein Elefant, der am Morgen in Angola unter CITES-Anhang I aufwacht, kann am gleichen Nachmittag durch Namibia streifen, unter Anhang II. Sollen die Elefanten vor der Ausrottung bewahrt werden, müssen sie einheitlich unter Anhang I eingestuft sein.»

Wichtiger noch: Alle Vertreter erkannten, dass Abnehmer dem Elfenbein weiterhin einen Wert geben, solange der Handel damit unter dem Anhang II noch eine Zukunftsperspektive hat. Entsprechend werden Kriminelle weiterhin Elefanten wildern, den Markt mit Elfenbein versorgen und Reserven für künftige Verkäufe anlegen.

Das Elefanten-Manifest von Montreux

Die Vertreter folgerten einvernehmlich, dass der zweigeteilte Schutzstatus problematisch ist. Logisch, dass der Handel einiger Staaten mit Elfenbein die Nachfrage schürt. Und damit wächst das Risiko der Wilderei in allen Ländern mit wildlebenden Elefanten. Es bestand unbestrittene Einigkeit: Ein totales Verbot des internationalen und des Binnenhandels mit Elfenbein ist der einzig gangbare Weg, um die Elefanten vor dem Untergang zu bewahren.

Als Ergebnis hat die AEC in Montreux ein Manifest erarbeitet und ratifiziert: Das Elefanten-Manifest von Montreux. «Es sendet eine klare Botschaft», sagte Bourama Niagaté, aus Mali, Mitglied des Ältestenrats der Koalition: «Um der Elefanten willen müssen wir alle an einem Strang ziehen.» Hauptziel des Manifests ist, Unterstützung zu gewinnen für ein sorgfältig ausgearbeitetes Fünfpunkte-Paket, das den Elfenbeinhandel beenden und den Elefanten den höchsten internationalen Schutzstatus einräumen soll.

Elefanten-Bestände um 30 Prozent kollabiert

Die soeben veröffentlichten Ergebnisse der grossen afrikanischen Elefantenzählung offenbaren wie befürchtet schwarz auf weiss schockierende Resultate. In nur sieben Jahren, zwischen 2007 und 2014, sind die Bestände des Afrikanischen Elefanten um 30 Prozent kollabiert. In den 18 Ländern, wo die Zählung stattfand, ist die Zahl in diesem Zeitraum um rund 144 000 Tiere auf 352 271 Elefanten abgesackt.

Dies entspricht einem jährlichen Einbruch der Elefantenpopulationen um acht Prozent. Dauert das Massentöten in diesem Tempo an, wird der Afrikanische Elefant in nur 15 Jahren ausgerottet sein. Die Ursache: Elfenbein-Wilderei. Und diese ist insbesondere nach legalen Elfenbein-Lagerverkäufen 2008 regelrecht explodiert. «Der Zusammenhang zwischen den Elfenbein-Verkäufen und dem eskalierten Abschlachten der Elefanten könnte augenfälliger nicht sein», betont Vera Weber, Präsidentin der Fondation Franz Weber (FFW).

Pikant: Die Befürworter weiterer legaler Elfenbein-Verkäufe operieren nicht mit diesen alarmierenden neusten Bestandeszahlen. Vielmehr drängen sie die CITES mit beschönigenden Zahlen von bis zu 500 000 Tieren, den Afrikanischen Elefanten nicht einheitlich unter dem strengsten Schutzstatus, also unter Anhang I zu listen.

«Deshalb bietet die FFW mit ihren Verbündeten von der AEC alle verfügbaren Kräfte auf», sagt Vera Weber. «Wir werden an der anstehenden CITES-Konferenz mit diesen aktuellsten Zahlen und Fakten allen Beteiligten unmissverständlich klarmachen: Nur mit einer einheitlichen Listung unter Anhang I ist der Afrikanische Elefant noch zu retten. Dies ist seine letzte Chance.»

Mehr Infos: www.greatelephantcensus.com

Vera Weber, Präsidentin Fondation Franz Weber und Gastgeberin der 7. Tagung der Koalition für den Afrikanischen Elefanten (African Elephant Coalition, AEC), mit Patrick Omondi, stellvertretender Direktor Kenya Wildlife Service und Co-Präsident der AEC in Montreux

Über 1,5 Millionen Unterschriften

Die Anträge des Manifests werden der 17. Vertragsstaaten-Konferenz (CoP17) der CITES (Übereinkommen über den internationalen Handel mit gefährdeten Arten freilebender Tiere und Pflanzen) im September/Oktober in Johannesburg, Südafrika, unterbreitet. Einstimmig beschlossen die AEC-Vertreter in Montreux, dass der Kern des Vorstosses der Antrag zur einheitlichen Listung unter Anhang I sein soll.

Das Elefanten-Manifest von Montreux fordert Regierungen, zwischenstaatliche und Nichtregierungsorganisationen (NRO) auf zur Unterstützung. Menschen rund um den Glo-bus sind aufgerufen, ihre jeweiligen Regierungen und CITES-Vertreter zu bitten, die fünf Anträge zu unterstützen und der Koalition zu helfen in ihrer Mission, alle Elefanten unter Anhang I einzustufen.

Bereits haben sich Frankreich und Luxemburg gemeinsam mit 59 NRO hinter die Anträge gestellt. Einige Wochen später, im Juli, rief eine Avaaz-Petition die EU auf, die AEC-Anträge für ein striktes Elfenbein-Handelsverbot zu unterstützen. Die Petition sammelte weit über 1,5 Millionen Unterschriften, und Bürger sandten mehr als 32 000 E-Mails an Europas Regierungen, an die EU-Kommission und die vier afrikanischen Anhang-II-Länder.

Worte aus tiefstem Herzen

Unmittelbar nach der Tagung traf eine Delegation der AEC gemeinsam mit Vera Weber und Vertretern anderer NRO verschiedene Beauftragte und Kommissare der EU-Kommission und von EU-Mitgliedsländern, wie auch die zuständigen CITES-Verantwortlichen in Brüssel, Paris, Bonn und Den Haag, mit Anfragen um Unterstützung. Zum Ende der diplomatischen Mission, bevor sie sich auf den Heimweg in ihre Länder machten, standen alle Delegierten zusammen und hielten die Hände. Aus tiefstem Herzen sprach der Kenianer Patrick Ormondi, Co-Präsident der AEC, folgende Worte: «Wir haben den Boden bereitet. Wir haben uns der scheinbar unmöglichen Herausforderung gestellt, zu einem totalen Elfenbein-Handelsverbot aufzurufen. Mit der Unterstützung der Fondation Franz Weber und insbesondere deren Präsidentin, Vera Weber, ist dieses Ziel in Reichweite gerückt. Doch selbst, wenn wir die letztendliche Umsetzung nicht schaffen sollten: Die Welt hat Kenntnis genommen. Die Elefanten brauchen dringend unseren Schutz. Wir, die Koalition für den Afrikanischen Elefanten, haben den Anfang gemacht – und damit nicht weniger als ein Wunder zustande gebracht.»

Die fünf Anträge, welche die AEC der CITES vorlegt:

1. **Einheitliche Einstufung aller Elefanten unter CITES-Anhang I**

Durch die Hochstufung der Elefanten in Botswana, Namibia, Südafrika und Zimbabwe von Anhang II auf I gäbe es nicht mehr zweierlei Listungen.

2. **Schliessung der Binnenmärkte für Elfenbein**

Die Schliessung der Märkte in den Ursprungs-, Transit- und Abnehmerländern würde die Möglichkeiten des Reinwaschens von aus der Wilderei stammendem Elfenbein unter verschiedenen Vorwänden drastisch reduzieren.

3. **Kontrolle und Zerstörung von Elfenbeinbeständen**

Es sollen strengstmögliche-Richtlinien zur Kontrolle und kontrollierten Vernichtung von Elfenbein-Lagerbeständen ausgearbeitet werden.

4. **Diskussionen betreffend legalen Elfenbeinhandel beenden**

Neun Jahre lang hat CITES erfolglos versucht, ein System des legalen internationalen Elfenbeinhandels zu schaffen. Dies hat ein völlig falsches Signal gesetzt, nämlich, dass in absehbarer Zukunft ein legaler und nachhaltiger Elfenbeinhandel denkbar wäre.

5. **Beschränkung des Handels mit lebenden Elefanten**

Erkenntnisse der Weltnaturschutzunion (IUCN-SSC) zeigen, dass die Ausfuhr afrikanischer Elefanten aus freier Wildbahn die wilden Bestände schädigt. Dazu kommen bedeutende ethische und kulturelle Einwände. ■

Vera Weber betont an der AEC-Koalition in Montreux: «Wir werden eine Strategie verabschieden, welche die CITES-Vertragsstaaten überzeugen soll, den Afrikanischen Elefanten wieder einheitlich unter CITES-Anhang I aufzuführen und den Elfenbeinhandel ein für alle Mal zu verbieten.» Bilder: FFW

Die 29 AEC-Mitgliedsländer sind:

Äquatorialguinea, Äthiopien, Benin, Burkina Faso, Burundi, Demokratische Republik Kongo, Elfenbeinküste, Eritrea, Gabun, Ghana, Guinea, Guinea-Bissau, Kamerun, Kenia, Komoren, Liberia, Mali, Mauretanien, Niger, Nigeria, Ruanda, Senegal, Sierra Leone, Südsudan, Togo, Tschad, Uganda und Zentralafrikanische Republik.

Von den 29 Mitgliedsstaaten der AEC befinden sich 26 im Verbreitungsgebiet des Afrikanischen Elefanten. Sie vertreten dadurch eine deutliche Mehrheit (70 Prozent) der 37 Staaten im Verbreitungsgebiet.

Angola/Namibia

Touristen beobachten schreckliches Elefanten-Massaker

Hilflos wurden im Juli Touristen in einem namibischen Landhaus an den Ufern des Okavango-Flusses Zeugen einer grauenvollen Abschlachtung von Elefanten, nur 150 Meter von ihrem Standort entfernt.

Ross Nansen

Fünf mit automatischen AK-47-Sturmgewehren ausgerüstete Männer traten auf der angolanischen Seite des Flusses plötzlich aus dem Busch hervor und eröffneten das Feuer auf rund 40 Elefanten, die entlang des Flusses friedlich weideten. Die Waffen waren auf Vollautomatik eingestellt. Was folgte, war ein unbeschreibliches Massaker. Der Angriff richtete sich nicht gegen einzelne Elefanten. Vielmehr schossen die Männer planlos drauflos und verletzten dadurch zahlreiche Tiere.
Hinzu kommt, dass das berüchtigte AK-47-Sturmgewehr zu kleinkalibrig ist, um einen Elefanten sofort zu töten. Hunderte Salven wurden verschossen, um sie zur Strecke zu bringen. Schliesslich lagen drei Elefanten, darunter ein Jungtier, tödlich verletzt niedergestreckt.

Entsetzlicher Todeskampf

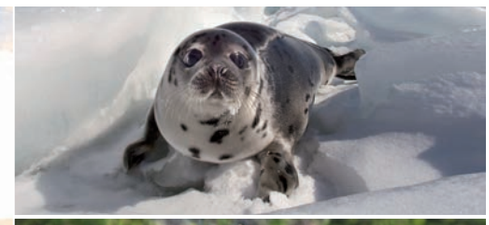
Die Touristen beschrieben die Geräusche, welche die Tiere in ihrem Todeskampf machten als «entsetzlich». Die Elefanten, die sich noch fortschleppen konnten, verschwanden im Gebüsch und liessen sich nicht mehr blicken. Wie viele der Dickhäuter verletzt wurden, ist unklar.
Laut dem Eigentümer des Landhauses sagten Bewohner lokaler Ortschaften aus, sie hätten während des Vorfalls nebst dem Gewehrfeuer auch Explosionen gehört. «Soweit ich aus den Aussagen der Dorfbewohner folgere, könnte die Wildererbande bei ihrer Attacke auf die Elefantenherde auch Handgranaten oder selbstgebaute Mörser eingesetzt haben», sagte der Eigentümer.

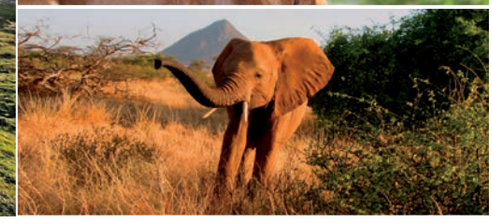
Weitere Tiere dahingerafft?

Der Vorfall wurde bei der namibischen Polizei angezeigt, wie auch Beamten des Umwelt- und Tourismusministeriums gemeldet. Doch weil sich der Angriff auf angolanischem Boden zugetragen hatte, waren sie machtlos. Einen Tag später nahmen die angolanischen Behörden allmählich die Untersuchung des Falls auf. Doch diese sind bekanntermassen schlecht ausgerüstet und unterbezahlt. Sie verfügen über keinerlei Mittel für weitere Nachforschungen.
Die Wilderer haben sich längst über alle Berge davongemacht. Zurück bleiben drei tote Elefanten, falls die Folgen der wilden Schiesserei nicht noch weitere der verletzten Tiere getötet haben.
Dies ist nur eines von zahllosen aktuellen Beispielen, die uns auf verstörende Weise die ultimative Dringlichkeit eines totalen Elfenbein-Handelsverbots aufzeigen, für welches sich die Fondation Franz Weber mit aller Kraft einsetzt. An der anstehenden CITES-Konferenz in Südafrika kommt die Stunde der Elefanten. Mögen sie endlich einheitlich und strengstmöglich geschützt werden!

Gewilderter Elefant (Symbolbild) Bild: zVg

Lassen Sie Ihren Willen in den Tieren und der Natur weiterleben





Ihr Vermächtnis sinnvoll eingesetzt

Die Fondation Franz Weber (FFW) setzt sich in der Schweiz und auf der ganzen Welt leidenschaftlich für den Schutz der Tierwelt und Natur ein. Wir sehen es als unsere Pflicht, sie immer wieder aufs Neue zu verteidigen und den Stimmlosen eine Stimme zu verleihen. Um weiterhin unser grosses Engagement erfüllen zu können, werden wir stets auf die Grosszügigkeit hilfsbereiter Menschen zählen müssen. Als politisch unabhängige – weder von Wirtschaftskreisen noch durch staatliche Zuwendungen unterstützte – Organisation sind wir auf Spenden, Schenkungen, Legate und Erbschaften angewiesen.

Wenn es Ihr Wunsch und Wille ist, auch über das irdische Leben hinaus den Tieren und der Natur zu helfen, so bitten wir Sie, in Ihren letzten Verfügungen, an die FFW zu denken.

Damit ein Wille auch wirklich erfüllt wird, sind ein paar Formvorschriften zu wahren:

1. Wer noch **kein Testament** hat und dieses **selbst anfertigt**, kann die FFW mit folgendem Satz – eigenhändig geschrieben – berücksichtigen:

   Testament:
   Hiermit vermache ich der Fondation Franz Weber, Schweiz,
   den Betrag von CHF .....
   Ort und Datum ..... Unterschrift .....

2. Wer das **Testament beim Notar anfertigt**, kann diesen beauftragen, das Vermächtnis zugunsten der FFW ins Testament aufzunehmen.

3. Wer bereits ein **Testament erstellt hat**, kann einen **Zusatz von Hand** schreiben:

   Zusatz zu meinem Testament:
   Ich will, dass nach meinem Tod der Fondation Franz Weber,
   Schweiz, CHF ..... als Vermächtnis ausbezahlt werden.
   Ort und Datum ..... Unterschrift .....

Wir unterstützen Sie gerne mit einer persönlichen Beratung.
Bitte rufen Sie uns vertraulich und unverbindlich an:
021 964 24 24

Steuerbefreiung: *Die FFW ist als gemeinnützige Institution von der Erbschafts- und Schenkungssteuer, sowie von den direkten Staats- und Gemeindesteuern befreit. Ihre Zuwendung an unsere Stiftung kann in den meisten Schweizer Kantonen vom steuerbaren Einkommen abgezogen werden.*

Spendenkonto:

Banque Landolt & Cie
Chemin de Roseneck 6
1006 Lausanne, Schweiz

Fondation Franz Weber - «Legs»
IBAN: CH06 0876 8002 3045 0000 2

Ihr Vermächtnis kann für Tiere und Natur die Rettung bedeuten. Wir danken Ihnen von ganzem Herzen für Ihre Grosszügigkeit.

Vera Weber, Präsidentin

FONDATION FRANZ WEBER

Auskunft: FONDATION FRANZ WEBER
Case postale, 1820 Montreux 1, Suisse, T +41 (0)21 964 24 24 oder +41 (0)21 964 37 37, F +41 (0)21 964 78 46, ffw@ffw.ch, www.ffw.ch

Katalonien, Spanien

Erfolg für die Fondation Franz Weber: Singvogelfang gestoppt!

Nach intensiver juristischer Arbeit und Intervention der Fondation Franz Weber bei der EU gewährt die katalonische Regierung keine Sonderbewilligungen mehr für den Fang von Singvögeln.

Anna Mulà

Buchfink. Stieglitz. Grünfink. Bluthänfling. Diesen vier Singvogelarten stellten bislang viele Katalanen nach. Um sie einzeln in winzige Käfige zu sperren und an sogenannte Vogelsingwettbewerbe zu schleppen. Allein 2011 wurden zu diesem Zweck rund 60 000 Singvögel der vier genannten Arten gefangen.

Brisant: Die katalonische Bewilligung zum Fang dieser Vögel verstösst einerseits gegen Tierschutzbestimmungen. Denn das Einfangen bedeutet ein äusserst grausames Schicksal für jedes einzelne dieser Tiere. Sie werden unter grösstem Stress der Freiheit entrissen und fristen dann ein meist nur sehr kurzes, verzweifeltes Dasein in ihrem winzigen Gefängnis. Zudem verletzt die Bewilligung katalonische, spanische und europäische Gesetze.

Bei der Leimjagd werden Äste mit Klebstoff bestrichen, damit die Vögel daran kleben bleiben. Viele Vögel sterben dabei oder verletzen ihre Beine beim Versuch, sich zu befreien.

Erfolg postwendend

Dies, verbunden mit der Tatsache, dass Katalonien damit seine rechtsverbindliche Verpflichtung der Erhaltung von Naturerbe und Artenvielfalt missachtet, führte 2012 zu einer Beschwerde der Fondation Franz Weber (FFW) gegen die autonome Regierung Kataloniens bei der EU.

Der Erfolg stellte sich sofort ein: Schon 2012 und auch 2013 erteilte Katalonien keine Bewilligungen mehr. Für die Jahre 2014 bis 2018 wurden dann aber doch wieder Quoten freigegeben. Entsprechend griff die EU die Beschwerde wieder auf, zumal die Bestände von drei der vier Arten deutlich zurückgehen. Katalonien verstösst im Übrigen auch klar gegen die strikte Regelung der Direktive 2009/147/CE zum Vogelschutz, die den Wildfang ab 2018 endgültig verbietet.

Wachsam bleiben!

Nun hat die FFW von der katalonischen Regierung ganz aktuell bestätigt erhalten: Inskünftig gibt es keine Bewilligungen mehr für den Lebendfang und die Haltung von Vögeln aus der Familie der Finken für Singwettbewerbe. Nach jahrelanger intensiver Arbeit der FFW ist dies ein grosser Erfolg für die Tiere und die Natur. Unsere Stiftung setzt sich seit Jahren ein, um diese illegalen Bewilligungen zu stoppen. Starkes Lobbying der FFW gemeinsam mit anderen Organisationen und der Anwaltskammer von Barcelona hat Katalonien nun zum Einlenken bewegt.

Nun gilt es, wachsam zu bleiben, damit die autonome Provinzregierung in Zukunft nicht einknickt, wenn die mit den Fängern verbandelten Vogelhändler Druck aufsetzen.

Dieser Vogel wurde von einer Falle getötet. Die wenigen Überlebenden dieser Fangart werden danach in Käfige eingesperrt und verkauft.

Bilder: Leonardo Anselmi

Grausame Taubenjagd in Galicien

Etwa 200 Jäger machen jeweils im Juli auf der kleinen galicischen Insel Isla de A Toxa nichts anderes, als massenhaft Tauben abzuschiessen. Kein Tontaubenschiessen! Die panikerfüllten Jungvögel, die den Schiesswütigen hilflos vor die Flinten flattern, sterben vom Bleischrot durchbohrt selten einen schnellen Tod.

30 000 junge Tauben werden bei jedem sogenannten «tiro ao pombiño» abgeknallt! Damit die Jäger bei ihrer Mordlust leichteres Spiel haben, werden den in Hallen aufgezogenen Jungvögeln zuvor die Schwänze verstümmelt und Flugfedern ausgerissen.

Die Fondation Franz Weber will das nicht länger mit ansehen: Gemeinsam mit lokalen Organisationen hat sie eine Kampagne zur Abschaffung der grausamen Taubenjagd lanciert.

Rubén Pérez, Fondation Franz Weber, Galicien

Eine Schar Vögel am Himmel Galiciens: frei, wie Gott sie schuf Bild: Rubén Pérez

Seiner Zeit stets voraus

In Surlej schlug Franz Webers Schicksalsstunde

«Was Franz Weber in 25 Jahren Kampf – ab 1973 unterstützt von seiner Gattin Judith – erlebt, erlitten und geleistet hat, könnte drei Menschenleben und unzählige Bände füllen.»

So stand es – rückblickend – im Herbst 1990 in der Ausgabe Nr. 14 des Journal Franz Weber. Seither sind weitere 26 Jahre ins Land gezogen, mit einer kaum überschaubaren Liste von erfolgreichen kleineren und grösseren Kampagnen, Vorstössen, Projekten, Aktionen und Initiativen. Franz Weber, dieser Patron, dieses Urgestein der Schweizer Umweltbewegung, ja der Umweltbewegung überhaupt, war seiner Zeit stets voraus. Als lebende Legende, als lebendes Zeugnis und verkörpertes Symbol des Wandels in der Schweizer Zeitgeschichte steht Franz Weber mittlerweile in seinem 90. Lebensjahr. Während seine Tochter Vera Weber als Präsidentin schon seit mehreren Jahren die Stiftung führt, hat sich Franz Weber mittlerweile vollständig aus der Öffentlichkeit zurückgezogen, in seinen mehr als wohlverdienten Ruhestand.

Der vorliegende Beitrag ist der erste einer mit der heutigen Ausgabe beginnenden Serie über Franz Weber und sein Werken – und auch als lebendige Antwort auf eine Frage, die wir uns gewiss hie und da unwillkürlich stellen: Wie sähe unsere kostbare Schweiz heute aus, wenn es keinen Franz Weber gegeben hätte?

Franz Webers Schicksalsstunde

60er Jahre des letzten Jahrhunderts: Zeit des sorglosen Verbrauchens und Wegwerfens, des hemmungslosen Bauens und Betonierens, die Zeit der Spekulanten und Promoter und der grossen Profite.

Und angesichts der fast überirdisch schönen Landschaft um den Weiler Surlej am See von Silvaplana beschliesst im Zuge dieser Entwicklung ein Konsortium von Promotern: «Hier bauen wir eine Stadt für 25 000 Einwohner!» Franz Weber, Basler und Weltenfahrer, Journalist in Paris, der sein Heimatland liebt und verehrt, ist bis ins Innerste betroffen, als er im Oktober 1965 auf der Durchreise im sanften Wiesenhang ob Surlej den Parkplatz der Corvatschbahn sieht, umgeben von einem Gewirr von Baugespannen.

Wie ein Mahnmal – Franz Weber zeigt einen Plan der projektierten Monster-Überbauung bei Surlej.

Fast ein Rütlischwur

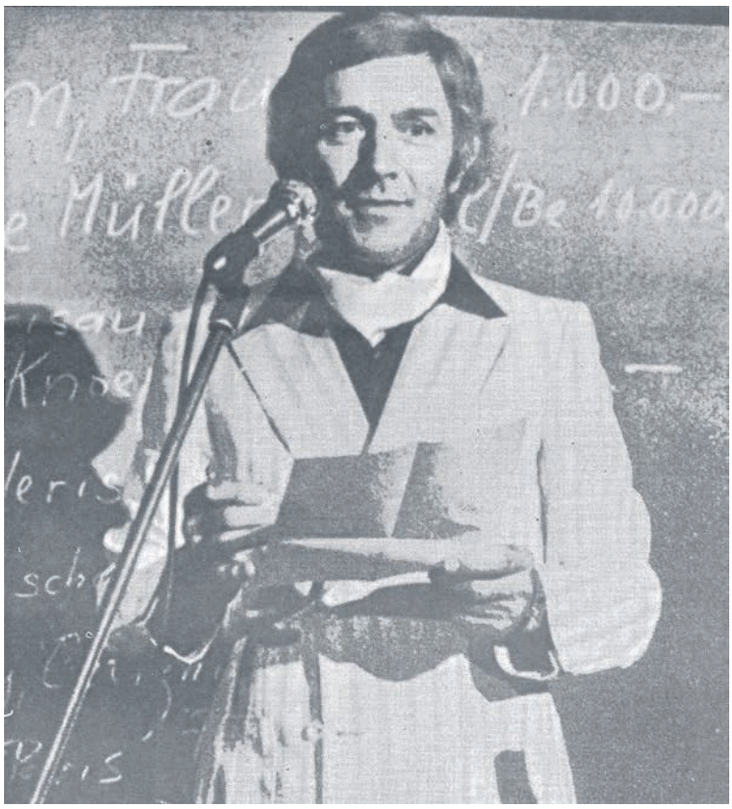
Franz Weber schwört sich, die Oberengadiner Seenlandschaft zu retten. Dass aus diesem Entschluss ein Engagement für sein ganzes Leben wird, weiss er damals noch nicht. Aber aus ist es mit dem sorglosen Reporterleben, vorbei mit den vergnüglichen Reisen um den Erdball und den ansehnlichen Einkünften. Von nun an ist sein Denken und Handeln besessen vom Engadin.

Im «schönsten Tal der Welt» beginnt er seine Anklage, wo immer man ihm die Spalten, Mikrofone oder Plattformen öffnet, «haben Bauhalunken am Waldrand von Surlej, (…) den brutalsten, hässlichsten Parkplatz der Welt hingepflastert! Sie haben sich am Unantastbaren vergangen!»

Bei der Schweizer Wochenzeitung «Genossenschaft» mit einer Auflage von 600 000 findet der Grossreporter Franz Weber sofort offene Ohren für eine Titelgeschichte. Im Engadin schlägt die Reportage ein wie eine Bombe. Und Weber gründet mit Gleichgesinnten im Tal die Schutzvereinigung «Pro Surlej». Immer mehr betonmüde Bürger schliessen sich ihm an.

Unter gutem Stern

Der Krieg ist erklärt. Nun gilt es ihn zu führen. «Ich kämpfe in allen Zeitungen, die mir ihre Spalten öffnen», stellt Franz Weber klar. Doch mit welchen Waffen will er diesen «Beton-Krieg» nebst der Medien-Front führen? Er sieht das ganz logisch. «Mit den Waffen des Feindes. Mit Geld.» Er weiss es den Verbün-



Triumph für Franz Weber am Dolder-Abend: fast eine halbe Million in drei Stunden!

Bilder: Archiv Fondation Franz Weber

deten zu erklären, den Zögernden nahe zu bringen, er versteht die Zweifelnden zu überzeugen. Seine Kampagne spricht nicht nur die Köpfe, sondern auch die Herzen an. Und seine Strategie ist denkbar einfach: «Verkauft den Boden nicht mehr den Spekulanten, verkauft ihn der ‹Pro Surlej›!», ruft er mit seinen Verbündeten die Grundbesitzer des Tales auf.

Und der Geldstrom beginnt tatsächlich kräftig zu fliessen. Der Kreuzzug steht unter einem guten Stern. Eine 70-jährige Silvaplanerin tritt der Vereinigung spontan 14 000 Quadratmeter zum Preis von fünf Franken pro Quadratmeter ab. Die Spekulanten boten ihr 70 Franken pro Quadratmeter. Für die grosszügige Wohltäterin ein Verlust von 910 000 Franken!

Franz Weber schildert Wissbegierigen, wie er die Engadiner Seenlandschaft retten konnte.

Rauschender Erfolg

Nach der Schweizer Presse werden dank Webers entflammtem und buchstäblichem Sendungsbewusstsein zunächst auch die Medien in Frankreich und Deutschland auf das Thema aufmerksam. Und schliesslich ist Surlej in ganz Westeuropa bekannt. «Mit den Scheinwerfern von Presse und Fernsehen treiben wir die Spekulanten in die Enge», berichtet Franz Weber: «Stück um Stück schneiden wir dem Feind den Zugang zu den gefährdeten Parzellen ab!» Als die Finanzen der Pro Surlej im Frühjahr 1971 wieder knapp werden, organisiert der Umweltpionier am 9. Juni 1971 einen Gala-Abend im grossen Festsaal des Zürcher Grandhotels Dolder. Sachverständige zweifeln am Gelingen, mahnen zum Absagen. Doch der «Dolder-Abend» wird zum rauschenden Erfolg. Webers Anteilscheine zum symbolischen Erwerb von Surlej-Landparzellen sind im Nu verkauft. Schliesslich zieht er mit triumphaler Geste einen dicken Schlussstrich unter die 454 000 Franken der Endsumme.

Surlej ist zum Symbol geworden

Die Summe verdoppelt sich in den folgenden Wochen noch auf rund eine Million. Und endlich horchen auch die Behörden auf. Ein Abgeordneter beantragt bei der Bündner Regierung eine Schutzverordnung für die Engadiner Seenlandschaft. Parlament und Regierung folgen seinem Vorschlag, die Massnahme wird einstimmig beschlossen, nach siebenjährigem Kampf ist der Sieg errungen. Franz Weber: **«Surlej ist zum Symbol geworden, das uns helfen wird, die Welt zu schützen.»** ■

FONDATION
FRANZ WEBER

Surlej und das heutige Zweitwohnungsgesetz

Was Spekulanten vor 50 Jahren in der Landschaft um Surlej für 25 000 Menschen aus dem Boden stampfen wollten, war nichts Anderes als eine riesige Agglomeratotion von Zweitwohnungen, welche die gesamte Silser Ebene bis zum Seeufer überwuchern sollte. So gesehen ist auch die Zweitwohnungsinitiative von Helvetia Nostra und der Fondation Franz Weber (FFW), die 2012 dank der geschickten Kampagnenführung durch Vera Weber zustande kam, eine Frucht von Surlej.

Denn genau gegen diese Auswüchse, gegen immer mehr Betonbunker und stereotype Jumbochalets, die während zehn Monaten im Jahr leer stehen, die Landschaft verschandeln und den kostbaren Boden fressen, kämpft die FFW mit Helvetia Nostra heute ganz aktuell an. Und das Zustandekommen der Zweitwohnungsinitiative zeigt: Die FFW liegt richtig. Sie trifft einen Nerv im Volk. Seit dem 1. Januar 2016 gilt nun das Zweitwohnungsgesetz (ZWG). Doch jedes Gesetz ist nur so gut wie sein Vollzug. Spekulanten, Bauherrschaften und deren Lobbyisten in der Politik liessen und lassen nichts unversucht, das ZWG auszuhöhlen.

So wurden in den letzten Monaten beispielsweise hunderte Baugesuche für angebliche Erstwohnungen, vor allem in der Waadt und im Wallis, bewilligt. Dies, obschon in den entsprechenden Gemeinden ganz offensichtlich keine genügende Nachfrage nach Erstwohnungen besteht. Helvetia Nostra hat im Mai gegen diese Praxis nun einen wegweisenden Bundesgerichtsentscheid erwirkt. «Wir werden weiterhin genau hinschauen und alles daransetzen, dass das ZWG seinen Namen auch wirklich verdient», verspricht Vera Weber.

Atomausstieg

Die historische Chance für den Schlussstrich

Weltweit gibt es in 31 Ländern Atomkraftwerke; die Schweiz ist eines davon. Nur in der Schweiz kann sich die Bevölkerung direkt zur zivilen Nutzung der Atomenergie äussern. Am 27. November 2016 haben wir die historische Chance, einen Schlussstrich unter das Kapitel «Hochrisiko-Technologie Atomenergie» zu ziehen. Packen wir sie!

Brigit Wyss

Als Kind wurde ich von meiner Mutter ständig ermahnt, die Lichter zu löschen und Strom zu sparen. Stromsparen, sparen überhaupt war gut fürs Familienbudget und damals eine Selbstverständlichkeit. Lebensmittelverschwendung gab es nicht, und in den Schränken hingen und standen nur die Kleider und Schuhe, die wir wirklich brauchten. Wir drei Mädchen teilten uns ein Zimmer, und im Winter stiegen die Temperaturen im ganzen Haus nie über zwanzig Grad. Sonntags machten wir einen Spaziergang über Land; in die Ferien fuhren wir nie. In den 60er Jahren lebten viele Familien auf dem Dorf so wie wir: bescheiden, aber ohne Not.

Dann kam – etwas verspätet – der Fortschritt auch zu uns. Waschmaschine, Kühlschrank und Fernseher hielten Einzug und veränderten unser Leben von Grund auf. Schon bald konnten und wollten wir uns ein Leben ohne diese Apparate nicht mehr vorstellen. Über die Folgen der schönen neuen Konsumgesellschaft machten wir uns vorerst keine Gedanken.

Grenzenloser Fortschrittsglaube

Die Entwicklung zur Konsumgesellschaft wurde möglich durch billiges Erdöl und Erdgas. Energie stand praktisch unbegrenzt zur Verfügung. Die Epoche der Verschwendung begann. Statt Gemüse, Kartoffeln oder Getreide kamen nun vermehrt Fleisch und Milchprodukte auf den Tisch. Konserven ersetzten Frischprodukte, und die Abfallberge begannen zu wachsen. Dank billigem Erdöl wuchs die individuelle Mobilität, und die Zersiedelung der Landschaft nahm ihren Anfang. Menschliche Arbeitskraft wurde immer häufiger durch elektrische Energie ersetzt.

Den dafür nötigen elektrischen Strom lieferte bis Mitte des letzten Jahrhunderts vor allem die Wasserkraft. Die meisten Flüsse in der Schweiz wurden begradigt, verbaut und damit in ihrer ökologischen Funktion gestört. Die neugeschaffenen Bedürfnisse der modernen Konsumgesellschaft führten zu einer enormen Nachfragesteigerung, und die Suche nach Alternativen begann. Öl- und Kohlekraftwerke lehnte die Mehrheit der Schweizer Bevölkerung ab. Damit wurde der Weg frei für die Atomenergie – und das, obwohl hierzulande viele Menschen das ökonomische und das ökologische Risiko für zu gross hielten.

Atomkraftwerke sind und bleiben: dreckig – gefährlich – teuer

Der Traum vom Perpetuum Mobile…

Die zivile Nutzung der Atomkraft versprach für immer saubere und praktisch unbegrenzt zur Verfügung stehende Energie. Die Gefahr einer Atomkatastrophe und das Problem der Entsorgung radioaktiver Abfälle wurden anfangs systema-

tisch ausgeblendet oder kleingeredet. Wissenschaftler und Ingenieure versicherten der Politik, dass man zur gegebenen Zeit eine Lösung für alle Probleme finden werde.
Trotzdem stand die Energiewirtschaft anfangs der Atomenergie vor allem aus wirtschaftlichen Gründen skeptisch gegenüber. Die Stromkonzerne waren überzeugt, dass es bei der Atomenergie weniger um eine sichere Stromversorgung, sondern vielmehr um Macht und Prestige einzelner Politiker ging. Die Entwicklung eines eigenen Reaktors scheiterte in der Schweiz (1969: Atomunfall in Lucens). Doch die USA brachten einen schlüsselfertigen Reaktor auf den Markt. Damit wurde die Atomkraft auch für die Schweiz attraktiv.

... und was davon übriggeblieben ist

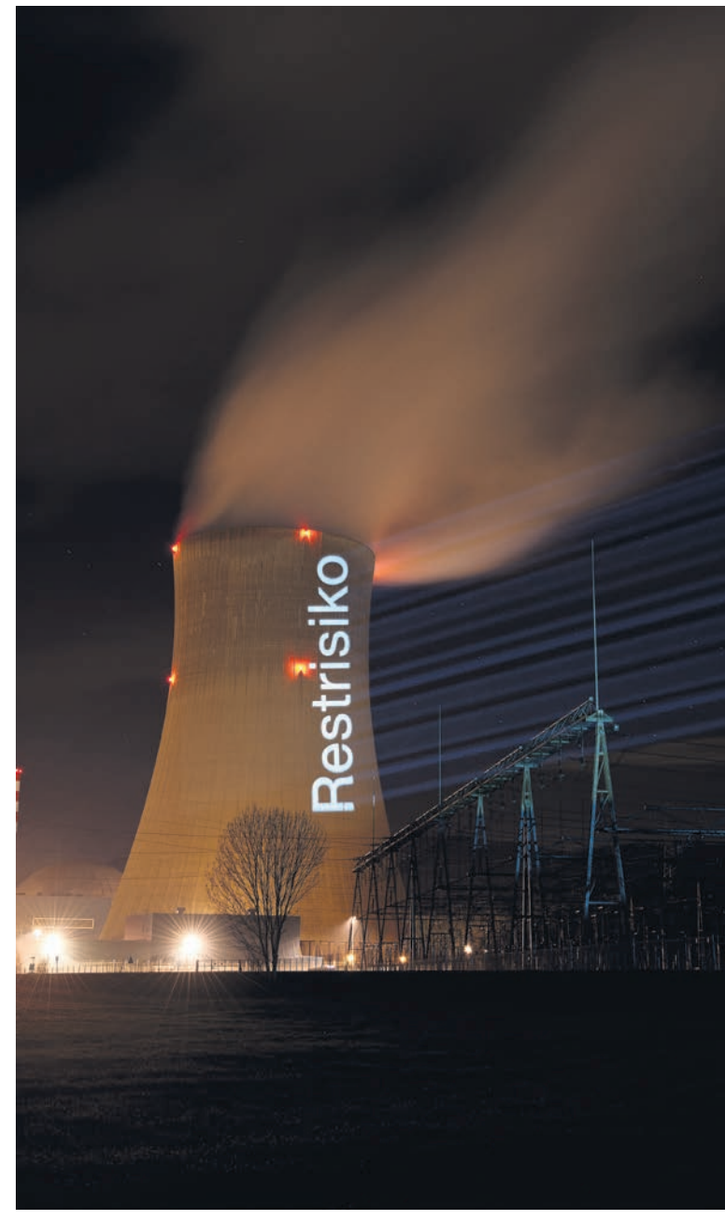
Die Rechnung wurde aber ohne den Wirt gemacht, und entsprechend gross ist heute die Ernüchterung; nicht nur in der Schweiz. Atomkraftwerke sind zwar relativ billig im Betrieb, vorausgesetzt, die Risiken werden heruntergeschraubt oder sogar ausgeblendet. Der Bau eines AKWs, die Stilllegung, der Rückbau und die Lagerung der radioaktiven Abfälle dagegen werden noch riesige Summen verschlingen. Niemand wagt heute zu sagen, wie teuer es wirklich wird. Klar ist nur, dass die dafür gemachten Rückstellungen der AKW-Betreiber nicht reichen werden.
Die wahren Kosten des Atomstroms wurden über Jahrzehnte verschwiegen, um das Märchen der wirtschaftlichen Atomenergie erzählen zu können. Erst die Atomkatastrophe in Fukushima hat fünfundzwanzig Jahre nach der Katastrophe in Tschernobyl einer breiten Öffentlichkeit zum zweiten Mal vor Augen geführt, welches Leid und welche Kosten Atomkraftwerke bedeuten. Mit möglichst langen Restlaufzeiten wollen die AKW-Betreiber nun diese Kosten wenigstens teilweise finanzieren. Damit handeln sie ein weiteres Mal kurzsichtig – ja verantwortungslos.

Der Wahrheit ins Auge blicken

Nach dem Unfall in Fukushima 2011 haben Bundesrat, National- und Ständerat den schrittweisen Ausstieg aus der Atomenergie beschlossen. Endlich! Nicht begrenzt wurden aber die Laufzeiten der fünf Schweizer AKWs Beznau 1 und 2, Gösgen, Leibstadt und Mühleberg. Das Atomkraftwerk Mühleberg soll Ende 2019 vom Netz gehen. Die Betreiberin, die BKW Energie, erwirtschaftet im Gegensatz zu den anderen grossen Energieunternehmen weiterhin Gewinne, welche sie nicht in die marode Atomenergie stecken will.
Alpiq und Axpo dagegen wollen ihre AKWs noch möglichst lange am Netz lassen. Wirtschaftlich bringt das zwar nichts, aber es fehlt ganz einfach das Geld für die Stilllegung und für den Rückbau der Anlagen. Allfällige Risiken werden so einfach auf die Bevölkerung abgewälzt. Dabei hält die Schweiz schon heute den traurigen Rekord, mit dem AKW Beznau das älteste Atomkraftwerk der Welt zu betreiben. Seit 47 Jahren wird das AKW betrieben, obwohl ursprünglich nur für 30 Jahre Laufzeit gebaut. Je älter ein Kernkraftwerk ist, desto gefährlicher wird es. Es ist nur eine Frage der Zeit bis zum nächsten Unfall in Europa oder irgendwo auf der Welt.

Für eine sichere Energiezukunft

Die Fondation Franz Weber warnt mittlerweile seit 40 Jahren vor den immensen Gefahren der Atomkraftwerke. In seinem Buch «Die gerettete Landschaft» (deutsche Ausgabe 1978) entwirft Franz Weber ein beängstigendes Szenario für eine Atomkatastrophe; lange vor Tschernobyl und Fukushima! Natürlich ist Strom wichtig für unseren Alltag, für unsere Wirtschaft, für unseren Wohlstand. Strom ist aber zu wertvoll, um ihn einfach zu vergeuden.
Lernen wir also wieder, sorgsamer damit umzugehen. Damit leisten wir einen wesentlichen Teil an eine sichere Stromversorgung. Und billiger ist es erst noch. ■



Packen wir am 27.11.2016 die Chance, einen Schlussstrich unter das Kapitel «Hochrisiko-Technologie Atomenergie» zu ziehen! Bilder: Greenpeace

Atomausstiegs-Initiative

Die FFW empfiehlt ein JA zur Atomausstiegs-Initiative.
Die Initiative beinhaltet ein Verbot für neue AKWs und eine maximale Laufzeit von 45 Jahren für bestehende Anlagen. Ausserdem soll bei der Energiepolitik der Schwerpunkt auf Energiesparmassnahmen, effiziente Nutzung und die Erzeugung erneuerbarer Energien gelegt werden.
Siehe auch:
www.geordneter-atomausstieg-ja.ch

Franz Weber Territory

Büffeltraumland

«Plötzlich erhob sich der mächtige Büffelbulle!» Das ungemütliche Aufeinandertreffen dauerte gefühlte zwei Stunden. Sam Forwood, Verwalter des Franz Weber Territory in Australien, schildert seine nicht ganz harmlose Begegnung mit einem Wasserbüffel.

Sam Forwood

In jeder Trockenzeit sind sie draussen beim Cullen River an der Nordgrenze des Franz Weber Territory anzutreffen: Wasserbüffel. Doch sobald die Regenzeit sich ernsthaft ankündigt, sind sie verschwunden. Sie jagen den frühen Gewittern nach, von Wolkenbruch zu Wolkenbruch, auf der begierigen Suche nach frisch gefüllten Schlammlöchern zum Suhlen, Abkühlen und zum Schutz gegen die lästigen Fliegen.
Stacheldraht und andere Zäune bilden für diese Dickhäuter bei all ihrer offenbaren Ungeschicklichkeit und Plumpheit kein Hindernis. So kann man draussen im Busch oftmals beobachten, wie sie ganz einfach ein Bein zwischen zwei Drähte setzen und sich dann mir nichts dir nichts durch den Zaun winden, ohne auch nur ein Drähtchen zu krümmen.

Wasserbüffel sind in der Regel grau. Doch es gibt auch heller oder leicht rosa gefärbte Tiere, die aufgrund dieser verschiedenen Pigmentierung die Sonne weniger gut vertragen und daher meist aggressiver und streitsüchtiger sind.

900-Kilo-Kolosse

Jungbüffel sind nicht leicht zu entdecken. Ihre Mütter schirmen sie sehr effizient vor fremden Blicken ab. Und wenn so ein Jungtier sich mal etwas vorwitzig aus dem Familienverband hervorwagt, schubsen es Geschwister und Tanten unsanft in die Gruppe zurück. Ein Familienverband zählt bis zu 15 Mitglieder. Dazu gehört in der Regel ein ausgewachsener Bulle, vor dem man sich hüten muss. Einen richtig weiten Bogen aber sollte man um alte Stiere machen. Auf ihre alten Tage hin werden sie von jüngeren Bullen aus der Herde verstossen und müssen ihren Lebensabend in Einsamkeit fristen. Diese 900-Kilo-Kolosse mögen schwerfällig aussehen, doch sie können blitzartig und verhängnisvoll lospreschen.
Alles in allem sind die Wasserbüffel aber friedfertige Tiere, die ihres Weges ziehen, wenn man sie in Ruhe lässt.

Plötzlich erhob er sich

Im vergangenen November – gegen Ende einer sehr langen Trockenzeit – hatte ich eine Begegnung der besonderen Art mit einem dieser unheimlichen Senioren. Die schwüle Luft dampfte förmlich, als ich, nichts Böses ahnend, zu Fuss ein trockenes Flussbett hinunter wanderte, um nach einer Quelle unter den Tee- und Schraubenbäumen zu sehen, die noch Wasser führte. Da erhob sich bei der Quelle plötzlich ein gewaltiger Büffelstier und schritt auf mich zu. Die Störung am kühlenden Ruheort erweckte den Zorn des hell pigmentierten Tieres.
Es umkreiste mich in etwa 20 Meter Abstand mit seinen gegen mich gerichteten, drohend schnellenden Hörnern. Langsam rückwärts tretend, Schritt für Schritt, immer dem Büffel zugewandt, näherte ich mich einem Teebaum mit tiefhängenden Ästen. Den konnte ich in der Not hochklettern, sollte der Bulle plötzlich losstürmen. Lieber eine Nacht auf einem Baum ausharren als auf der Notfallstation, sagte ich mir. Aus Erfahrung weiss ich, dass Kehrtmachen und Rennen unfehlbar den sofortigen Angriff des Büffels auslöst. Und Büffel sind auf kurzen Distanzen verteufelt schnell.

Gefühlte zwei Stunden

Es kam zu einer Pattsituation – eine einmalige Begegnung von gefühlten zwei Stunden, die in Wirklichkeit wohl keine Minute dauerte. Dann drehte der Stier ab und donnerte davon. Während ich eiligen Schrittes zum Geländewagen strebte, folgte mir der Stier noch zweimal, aber nicht mehr so bedrohlich nahe.
Zweifellos ist er noch immer irgendwo da draussen. Jedes Mal halte ich Ausschau nach ihm, wenn ich im Busch auf Gruppen von Wasserbüffeln treffe.
Gefragt nach dem Gebiet um den Cullen Hill im Franz Weber Territory, sagen dir alteingesessene Ureinwohner im lokalen Bezirk Pine Creek, das sei dort gewiss das «Büffeltraumland». Für meinen Teil hege ich keinen Zweifel daran.

Woher die Wasserbüffel kamen

In den Jahren zwischen 1825 und 1840 wurden um die 80 Wasserbüffel von Java in damals Niederländisch Ostindien, heute Indonesien, in die nordaustralischen Küstengebiete gebracht, wo man sie als Lasttiere in den dortigen kleinen Strafkolonien einsetzte. Doch als diese Stationen später aufgegeben wurden, verwilderten die Wasserbüffel und gediehen in der Wildnis.

Eine Wasserbüffel-Mutter mit zwei Jungen, eines von diesem und eines vom letzten Jahr Bild: Sam Forwood

Wolf in der Schweiz

Wölfe integrieren statt abschiessen

Viel zu sehr wird der Wolf in der Schweiz als Schadensstifter und Problemtier wahrgenommen. Dabei bergen die Grossraubtiere auch Potenzial. Sie können Neugier und Interesse wecken – nicht zuletzt an ihrem Lebensraum.

Hans Peter Roth

«Seit einigen Jahren ist er wieder in der Schweiz zu Hause: der Wolf. Doch wie lebt er, welche Spuren hinterlässt er, vor welche Herausforderungen stellt er uns, und was können wir von ihm lernen?» So stellt der Tourenveranstalter «WildOut Naturerlebnisse» seine Themenwanderung zum Wolf in der Bündner Calanda vor. Das klingt so ganz anders, als was gemeinhin zum Grossraubtier zu lesen ist. Diesen Sommer beispielsweise: «Wolf im Turtmanntal zum Abschuss freigegeben nach mehr als 50 Schafrissen». Oder «Urner Wolf geschossen». Der Wolf wird in der Presse vor allem als Schadensstifter und Problemtier präsentiert. Das kommt jenen entgegen, die den Wolf in der Schweiz gleich wieder ausrotten wollen. So stimmt das Parlament in der laufenden Herbstsession über eine Motion ab, die den Wolf als «jagdbare Art» einstufen will. Damit würde sogar der Verbleib der Schweiz in der Berner Konvention über den Haufen geworfen. Dabei wurde der Wolfsschutz in der Schweiz eben erst gelockert.

Chance für Naturtourismus

Daher ist es gerade jetzt Zeit, deutliche Zeichen zu setzen und den Wolf nebst allen wertvollen ökologischen Funktionen noch von einer neuen Seite zu beleuchten. Wenn schon Land auf Land ab über die Schäden durch den «bösen» Wolf lamentiert wird, dann ist es nur legitim, auf der anderen Seite einmal nach seinem Potenzial zu fragen. Zum Beispiel für den naturnahen Tourismus.

«Der Wolf fasziniert. Er ist mit zahlreichen Mythen und Geschichten behaftet, und viele wissen wenig bis nichts über das Grossraubtier», erklärt Wanderleiter Daniel Fleuti von WildOut Naturerlebnisse. «Mit unserer Themenwanderung zum Wolf wollen wir zu einer informierten Meinungsbildung beitragen.» Während drei Tagen erfahren die Teilnehmenden viel über Rückkehr, Lebensweise und Sozialverhalten des Wolfs. Sie gehen den Herausforderungen und Lösungswegen nach, lernen die Tiere kennen, die im Einzugsgebiet des Wolfs leben und widmen sich seiner Mythologie.

Ein zentrales Thema ist der Herdenschutz. «Wir besuchen einen Bauern, der seine Schafe seit vielen Jahren erfolgreich mit Hunden schützt. Von ihm erfahren die Teilnehmenden, vor welche Herausforderungen der Wolf die Landwirte stellt und wie ein effizienter Herdenschutz funktioniert», so Daniel Fleuti. Dazu gehört auch das richtige Verhalten gegenüber den Hunden: ruhig bleiben, die Hunde weder provozieren noch streicheln, die Herde langsam umgehen oder wenn nötig warten, bis die Schafe und Hunde den Weg freigegeben haben.

Differenzierte Sicht vermitteln

Mit seinen Touren hat «WildOut Naturerlebnisse» guten Erfolg. «Die Gäste sind interessiert und neugierig. Am Schluss kann sich jede und jeder ein differenziertes Bild zum Wolf machen. Und obwohl wir die scheuen Grossraubtiere nicht zu Gesicht bekommen, sind sie während unserer Tour stets präsent. Wir setzen uns mit ihnen auseinander und treffen vielleicht gar auf Spuren oder Hinterlassenschaften. Dazwischen ist genügend Zeit, um die eindrückliche Berglandschaft zu erleben. Und darum geht es genauso.»

Sicher ist: Wer in der Schweiz in freier Wildbahn Wolf, Luchs oder Bär begegnet, hat grosses Glück. Doch gerade für Naturtouristen kann es faszinierend sein, nur schon durch ein Wolfsrevier zu wandern. Und ein Wildtier kennenzulernen, das über hundert Jahre nach seiner Ausrottung auf natürlichem Weg zu uns zurückkehrt.

Für die Schafe: Herdenschutzhunde haben in Wolfsgebieten eine wichtige Funktion und sind eine gute Lösung zum Schutz vor dem Wolf. Bild: © AGRIDEA

Lateinamerika

Freiheit für Argentiniens Zoo-Elefanten

Unsere Saat geht auf! Seit fünf Jahren berät die Fondation Franz Weber argentinische Zoos, die einen tiergerechten Wandel ihrer Anlage realisieren wollen. Drei grosse Zoos vollziehen diesen bereits und planen die Überführung ihrer Elefanten in ein brasilianisches Reservat.

Alejandra García

Pelusa wurde mit nur 2 Jahren von ihrer Mutter getrennt und von einem deutschen Zoo nach Argentinien verkauft. Seither lebt sie in Einzelhaft – sie ist nun 50 Jahre alt.

Was mit den Tieren geschehen kann, wenn es keine Gesetze und Kontrollen gibt, lässt sich ausmalen. Argentinien ist ein Beispiel dafür. In zahlreichen Städten verfügen zoologische Gärten oft über keinerlei Bewilligungen oder Kontrollen. Ganz allgemein werden Tiere frei gehandelt oder geschmuggelt. Zustände wie im 19. Jahrhundert! Doch auch hier hält der Wandel Einzug. Immer weniger ist Tierquälerei sozial geduldet. Damit geraten auch die Zoos ins Zwielicht. Mehr und mehr prangern die Besucher diese vergänglichen Institutionen an, in welchen Tiere buchstäblich dahinvegetieren müssen, eingemauert und eingekerkert in winzige Käfige und Betonbauten, die an Bunker erinnern. Damit überzeugen die Zoos immerhin jeden Besucher von der Notwendigkeit ihrer Abschaffung. Für Schritte in diese Richtung bilden jedoch politische Entscheide die Knacknuss. Nach Jahren der Diskussionen, Sitzungen und Informationskonferenzen trägt die Arbeit der Fondation Franz Weber (FFW) in Argentinien nun aber Früchte. Davon profitieren jetzt ganz konkret acht Elefanten aus drei verschiedenen Zoos.

Offen für Wandel

Elefanten haben es in Zoos besonders schwer. Nicht nur, weil es für die mächtigen, bewegungsbedürftigen grauen Riesen mit ihren ausgeprägten sozialen Strukturen in Zoos extrem eng ist, sondern auch, weil Tierparks niemals den komplexen familiären und gesellschaftlichen Verhältnissen der Elefanten gerecht werden können.

In Argentinien leben zurzeit noch zehn Elefanten in Gefangenschaft, sowohl asiatische wie afrikanische. Mit drei Zoos, die insgesamt acht Elefanten halten, sind wir in Kontakt. Erfreulicherweise zeigen sich alle drei Anlagen mehr oder weniger aufgeschlossen für die Empfehlungen der FFW, nämlich:

- Einstellung der Zucht exotischer Arten
- Überführung der Tiere in Gnadenhöfe und Reservate
- Rehabilitation und Auswilderung von einheimischen Arten in ihre natürlichen Lebensräume
- Einstellung des Austauschs von Tieren mit anderen Zoos
- Überarbeitung der Bildungsprogramme
- Nur beschlagnahmte Tiere aus dem Handel und Schmuggel werden aufgenommen, zur Rehabilitation und späteren Auswilderung

Grosses Reservat

Im Rahmen der Umwandlung der Zoos von Buenos Aires, La Plata und Mendoza arbeiten wir mit aller Energie daran, dass die insgesamt acht Elefanten der drei Zoos in das Reservat «Santuario de Elefantes» in Brasilien überführt werden. Dieses Reservat umfasst rund 15 Quadratkilometer Land im Bundesstaat Mato Grosso, dotiert mit einer reichen Vegetation, sodass die Elefanten sich selbst ernähren können. Zurzeit wird noch die notwendige Infrastruktur fertiggestellt, damit ab September die ersten drei Elefanten (einer aus Chile und zwei aus brasilianischen Zoos) nach langer Gefangenschaft ein freies Elefantenleben erlernen können. Insgesamt wird das Reservat für 50 Elefanten aus Südamerika ein Leben in Freiheit ermöglichen.

In der Überzeugung, dass dies die bestmögliche Lösung auch für die noch in argentinischen Zoos lebenden Elefanten ist, ha-

ben wir die drei Zoos besucht, um die Betreiber mit ethischen und wissenschaftlichen Argumenten zu überzeugen, ihre Elefanten ins Reservat von Mato Grosso zu entlassen.

Platzprobleme

Der Zoo von Buenos Aires befindet sich bereits im Wandel. Heute besitzt er noch drei Elefanten, zwei afrikanische und einen asiatischen. Deren grösstes Problem ist – wie in allen Zoos – der Platz. Hier müssen sich die drei Elefanten sogar ein einziges Gehege teilen. Weil Elefanten verschiedener Arten nicht gemeinsam gehalten werden können, werden die drei nur abwechslungsweise für jeweils vier Stunden aus ihren engen Käfigen ins Gehege gelassen. Für diese Tiere mit ihrem grossen Bewegungsbedürfnis ist das eine entsetzliche Tortur. Dadurch hat die asiatische Elefantin Mara denn auch schon Stereotypien, d.h. auffälliges, stets gleiches, monotones Bewegungsverhalten entwickelt.

Nach intensiven Verhandlungen mit dem Zoo und verschiedenen Behörden bestehen nun gute Chancen, dass zuerst Mara und danach die beiden afrikanischen Elefanten nach Brasilien überführt werden können.

Pelusas Chance nach 48 Jahren

Der Zoo von La Plata hat die Zeichen der Zeit ebenfalls erkannt. Die asiatische Elefantin Pelusa lebt bereits seit ihrer Kindheit in diesem Zoo – seit 48 Jahren in einem Gehege so eng, dass sie in ihren eigenen Fäkalien stehen muss und deshalb chronisch entzündete Hinterbeine hat. Im Kindesalter von zwei Jahren wurde sie von ihrer Mutter getrennt und von einem deutschen Zoo nach Argentinien verkauft. In den 1970er Jahren war sie Teil eines Kinderfilms. In den Ausschnitten, die wir finden konnten, sieht man sie angekettet an einem Bein, vom Schauspieler geschlagen und ihren Kopf hin und her wiegend in entsetzlicher Stereotypie. Glücklicherweise kümmert sich das Zoo-Team von La Plata heute fürsorglich um Pelusa. Und die Chance auf ein besseres Leben für sie im Reservat in Brasilien sehen Tierärzte wie auch Pfleger und der Zoodirektor selbst mit grossem Wohlwollen und grosser Hoffnung.

Enge und Intrigen

Traurige Bekanntheit hat jüngst der Zoo von Mendoza durch Arturo erlangt. Als einsamster Eisbär der Welt bekannt, starb Arturo erst kürzlich in der Hitze von Mendoza. Inzwischen ist der Zoo für Besucher geschlossen. Eine engagierte Tierrechts-Aktivistin, die die Führung des Zoos übernommen hat, sorgt nun für die Vermittlung der Tiere in Reservate und auf Gnadenhöfe. Aus Angst um den Job wehrt sich allerdings eine Gruppe alteingesessener Mitarbeiter mit gewerkschaftlicher Hilfe gegen die fortschrittliche Stilllegung in Raten. Doch die mutige Direktorin denkt nicht an ihren Rücktritt. Mittlerweile läuft eine Untersuchung, da vor einigen Monaten Tiere vergiftet wurden, um die neue Direktorin zum Rücktritt zu bewegen.

Gemeinsam mit der Direktorin des Elefantenreservats in Brasilien wurden wir von Zoodirektor, Tierarzt und Pfleger von Pelusa in La Plata empfangen.

Die afrikanische Elefantin im Zoo Mendoza versucht verzweifelt, durch diesen kleinen Durchlass mit uns zu kommunizieren. Sie wird voraussichtlich Anfang 2017 in das Reservat überführt. Bilder: Alejandra García

In einer Betongrube geboren

Auch im Zoo von Mendoza leben aktuell eine afrikanische Elefantin sowie ein asiatisches Elefantenpaar und dessen Tochter. Diese kennt nichts anderes als die Betongrube, in die sie schon hineingeboren wurde. Im Moment arbeiten wir mit der Direktorin an den notwendigen Papieren, damit das Elefantenmädchen und ihre Mutter so schnell wie möglich nach Brasilien verlegt werden können. In einem zweiten Schritt folgen dann ihr Vater und die afrikanische Elefantin, die hier einsam und ohne Vegetation vor sich hin ödet.

Das Schicksal dieser Elefanten und die Situation der argentinischen Zoos führt eindringlich vor Augen, wie wichtig es ist, dass wissenschaftliche Erkenntnisse endlich die Zoos erreichen. Heute verfügen wir über die verhaltensbiologischen und ethischen Kenntnisse, um den Bedürfnissen der Tiere gerecht zu werden. Insbesondere bei den Elefanten kennen wir ihre sozialen Bedürfnisse, ihre grosse Intelligenz und ihr immenses Leiden in Gefangenschaft. Für die Zoos ist die Zeit gekommen, diesen Kenntnissen Rechnung zu tragen. Wir fordern lebendige und freie Elefanten! Und eine bessere Welt für alle Arten! ■

Simmentaler Bauer Lorenz Kunz mit seinen stolzen, gehörnten Kühen

Hornkühe

Lieber ganze Kühe statt halbe Sachen

Oben ohne – 90 Prozent der Schweizer Kühe sind heute ihrer Hörner beraubt. Doch auch heute gibt es Bauern, die beweisen, dass die Haltung von behorntem Vieh bestens funktioniert – zum Wohl von Tier und Mensch.

Hans Peter Roth

Ruhig grasen 20 Kühe auf der Weide des Hofguts von Biobauer Lorenz Kunz im Simmental. Mitten in der Herde steht der Stier. Aufmerksam beobachtet der Bulle seinen Halter. Doch er ist so friedlich, dass sich der Landwirt problemlos auf die Weide wagt. Sanfter, freundlicher Bauer – sanfte, freundliche Tiere. Das ist nicht selbstverständlich. Keine Selbstverständlichkeit mehr sind heutzutage auch die schönen Hörner des Simmentaler Fleckviehs.
Wer genau hinschaut, erkennt: Zwei Kühen fehlen die Hörner. Wie kam es dazu? Der Bergbauer und ehemalige Berner Grossrat senkt nachdenklich den Kopf. Vor Jahren liess er einmal drei seiner fünf Wochen alten Kälber enthornen. «Weniger des Geldes wegen», betont Kunz, «sondern vielmehr weil ich viele Fälle kenne, wo beim Verkauf an einen neuen Landwirt der Kopfschmuck erwachsener Kühe unter grässlichen Umständen abgesägt wurde.»

90 Prozent oben ohne

90 Prozent der Schweizer Milchkühe haben heute keine Hörner mehr. Denn durch die Enthornung könnten Verletzungen von Mensch und Tier vermieden werden, moniert etwa der Schweizer Milchlobby-Verband Swissmilk. «Spätestens wenn der Milchbauer als Betriebsleiter für die Sicherheit und Unfallprävention auf seinem Hof verantwortlich ist und dafür haftbar gemacht werden kann, stellt sich ihm die Frage: Kühe mit oder ohne Hörner?» Die Enthornung sei in der Schweizer Tierschutzgesetzgebung streng geregelt und vor allem seit der Einführung von Laufställen anstelle von Anbindeställen nötig geworden. Davon sind viele Milchbauern überzeugt.
Dafür haben Lorenz Kunz und seine Partnerin Magdalena Schatzmann wenig Verständnis. Genügend Beispiele bewiesen das Gegenteil. Während Lorenz Kunz von einem aargauischen Laufstall mit behornten Kühen erzählt, leckt die stolzgehörnte Rebekka ihrer hornlos-entstellten Artgenossin das Ohr. «Ausreichend Platz und ein stetes Futterangebot sind wichtige Vorraussetzungen, damit unter den Tieren im Laufstall keine gefährlichen Rangeleien entstehen.» Entscheidend ist auch der Umgang des Halters mit seinem Vieh: gestresster Bauer – gestresste Kühe.

Durchblutete «Antennen»

«Die erfolgreiche Haltung von horntragenden Milchkühen im Laufstall ist möglich», räumt selbst Swissmilk ein. Sie erfordere jedoch «spezielle Baumassnahmen in Bezug auf Dimensionierung und Gestaltung, die dem artgemässen Verhalten bestmöglich Rechnung tragen». Eine Alternative zum Enthornen seien genetisch hornlose

Die gehörnte Kuh Rebekka und eine enthornte, entwürdigte Artgenossin. Das Vergleichsbild spricht für sich! Bilder: Hans Peter Roth

Kühe. «Deren Anteil nimmt stetig zu.»

Das Argument, die Kuh müsse aus Sicherheitsgründen ihren Kopfschmuck lassen, lässt sich übrigens statistisch nicht untermauern. In der Schweiz existiert kein verlässli ches Zahlenmaterial, das Unfälle und Verletzungen durch Hornstösse beziffert. Nicht die Kühe sind den modernen Haltungsmethoden anzupassen, sondern umgekehrt.

Pikant ist im Übrigen, dass die Schweizer Tierschutzgesetzgebung das Enthornen auch beim ausgewachsenen Tier zulässt. Dabei ist hier eine Hornamputation noch weit schlimmer als beim Jungtier. Das Abschneiden der stark durchbluteten «Antennen» hinterlässt bei erwachsenen Kühen eine schwere Wunde, die bis in die Stirnhöhle hineinreicht. «Der reinste Horror! Ich habe selber Fliegenmaden, die sich in den Stirnhöhlen von Kühen eingenistet hatten, aus den Hornlöchern kriechen sehen», erinnert sich Bergbauer Lorenz Kunz mit Grauen.

Artgemässes Sozialverhalten: Die gehörnte Kuh Rebekka leckt ihrer Artgenossin liebevoll den Hals.

Warum Kuh Horn trägt

Einzig wer die Milch von biologisch-dynamischen Betrieben (Demeter) oder von einem Hof nach eigener Nachschau konsumiert, kann übrigens sicher sein, dass diese von gehörnten Kühen stammt. Hier wurde erkannt, dass die Leistungsmerkmale einer gehörnten Kuh gegenüber der enthornten dominieren. Kühe mit Hörnern verhalten sich natürlicher und haben einen grösseren Überlebenswillen, etwa wenn sie krank sind. Das Forschungsinstitut für biologischen Landbau (FiBL) hat zudem erkannt, dass das Horn neben seinen Funktionen bei Körperpflege, Sozialverhalten und der Stärkung des Charakters auch eine wichtige Rolle bei der Verdauung spielt.

Inzwischen steht der Stier der Herde ruhig neben Lorenz Kunz und lässt sich kraulen. Eindrucksvoll wird ersichtlich, wie die freundliche Ruhe des Bergbauern auf seine Tiere ausstrahlt. Auf die Frage, warum Kühe Hörner tragen, verweist er auf Rudolf Steiner. «Etwas Lebensstrahlendes, und sogar Astralisch-Strahlendes haben sie im Horn», schrieb der Begründer des biodynamischen Landbaus: «Könnte man im lebendigen Kuhorganismus herumkriechen, so würde man (...) riechen, wie von den Hörnern aus das Astralisch-Lebendige nach innen strömt.»

Nach allen Erfahrungen ist für Lorenz Kunz und Magdalena Schatzmann längst klar: «Alle unsere Tiere bleiben gesunde und würdige Hornträger.» Bald geht es mit ihren 30 Tieren wieder an den Alpabzug. Ein traditionell schönes Bild: die Heimkehr stolzer Kühe mit würdigem Kopfschmuck – und mit zufriedenen Bauern. ■

Das Kuhhorn trägt zur Milchqualität bei

Vergleiche der Milch von behornten und enthornten Kühen machen deutlich, dass die Kuh ihre Hörner braucht. Und Milch von behornten Kühen ist besser und bekömmlicher. Dies legen verschiedene Studien nahe.

In Bayern haben Milchuntersuchungen mit der Kupferchlorid-Kristallanalyse bewiesen, dass Milch von gehörnten Kühen eindeutig lebendigere und dichter gestaltete Kristallstrukturen aufweist. Zum selben Zweck wurden ebenfalls in Süddeutschland Blutuntersuchungen mit der Hagalis-Kristallanalyse durchgeführt.

Um die Zusammenhänge von Verdauungskräften und Sinnesorganisation zu beleuchten, wurden der Harn, die Milch und das Blut von acht Braunviehkühen biologisch wirtschaftender Bauern im Allgäu untersucht. Mittels bildschaffender Untersuchungsmethoden konnte ein signifikanter Unterschied in den Körperflüssigkeiten von Kühen mit Hörnern und enthornten Kühen gefunden werden, wie das Schweizer Alpwirtschaftsportal www.zalp.ch festhält.

Untersucht wurde das spagyrische Kristallisat, welches aus dem Destillat und dem Rückstand der Blutproben gewonnen wurde. «Dabei entstehen den Proben typisch zugeordnete Kristallbilder, die eine umfassende Aussage über die Qualität der Lebenskräfte der Proben erlauben», schreibt der deutsche Tierarzt Dr. med. vet. Wilhelm Höfer. Kristall-Cluster seien wie beim Wasser, im Blut, in den Zellen etc. eminent, denn sie seien «wesentliche Träger der in der Milch (u. a.) enthaltenen Lebenskraft».

Auch der weltumspannende Bioverband Demeter, welcher der Anthroposophie Rudolf Steiners nahesteht, ist überzeugt, dass sich mit der Hornamputation die Qualität der Milch verändert. Untersuchungen legten nahe, dass die Milch von Demeter-Rindern weniger Allergene aufweise und für laktose-intolerante Personen verträglicher sei. (hpr)

Unerwartet ist Lorenz Kunz am 28. August 2016 infolge Krankheit verstorben. Damit wird dieser Beitrag auch zum Gedenken an den ehemaligen Berner Oberländer Grossrat und Kleinbauern und zur Erinnerung an sein beherztes und beharrliches Einstehen für Anliegen des Tierschutzes, für Ökologie und soziale Gerechtigkeit.

Pappelallee am Seerhein

Was war los im Tägermoos?

«Allez zum Allee-Fest!» Die vorläufig letzte Versammlung der Bürgerinitiative zur Rettung der Pappelallee im Tägermoos gestaltete sich zu einem festlichen Übergang vom aktiven Status in den Ruhezustand der Bürgerinitiative. Die Fontation Franz Weber trug entscheidend zur Rettung der Allee bei.

Christel Thorbecke

Anlass der Zusammenkunft am 21. Juli am «Kuhhorn» bei Tägerwilen am Seerhein zwischen Bodensee und Untersee war der Rückblick auf 17 (davon sechs hochaktive) Monate Einsatz für die Pappelallee. Die Rettung der restlichen und die Nachpflanzung von 41 gefällten Pappeln der Allee sind Teil der Tägermooser Geschichte geworden.

Was war los im Tägermoos?

Was war los? 41 von insgesamt 116 Hybridpappeln der Allee entlang des Uferwegs im Tägermoos stehen nicht mehr. Denn ab dem 3. Februar 2015 machten Fäller im Akkord Bäume nieder, um rasch vollendete Tatsachen zu schaffen. Doch sofort formierte sich eine schweizerisch-deutsche Bürgerbewegung dagegen. Als am 9. Februar die Holzer gegenüber der Thurgauer Kapo keine Fäll-Bewilligung vorweisen konnten, mussten sie ihr unseliges Werk einstweilen stoppen. Gleichentags gab auch der verantwortliche Oberbürgermeister von Konstanz dem öffentlichen Druck nach und verhängte einen Fäll-Stopp.

Die Vor- und Folgegeschichte ist recht komplex. Zusammengefasst hat der unbeugsame Widerstand der Bürgerbewegung den verbleibenden Allee-Teil gerettet. Und bereits sind für die gefällten Baumriesen 41 frisch gepflanzte Jungbäumchen am Nachwachsen. Die kräftige Unterstützung durch die Fondation Franz Weber und das von ihr in Auftrag gegebene Gutachten des Baumsachverständigen, Fabian Dietrich, hatten dabei entscheidendes Gewicht.

Grund zum Feiern

So hatte das abschliessende Allee-Fest Grund zum Feiern, zu Besinnlichkeit und Kultur. Ein Musikstück auf die Kraft der Bäume und Tonaufnahmen des Kahlschlages mit Motorsägen im Hintergrund und flehentlichen Appellen einer Frau an die Baumfäller, ihre Sägen abzuschalten, trugen zur feierlichen Stimmung an diesem hellen Sommerabend am Ufer des Seerheins bei.

Der Erfolg der Bürgerinitiative liegt in der Pappelallee selbst. Die Empörung der Menschen über deren Verlust war sehr gross. Man musste sie nur aufnehmen und in die richtigen Bahnen lenken. Jost Rüegg als Schweizer Umweltschützer und Kantonsrat betonte noch einmal, wie gut die schweizerisch-deutsche Zusammenarbeit im Tägermoos gelungen sei und, dass sich daraus bleibende grenzüberschreitende Kontakte und Freundschaften geknüpft hätten.

Die «Allee-Musikantin», Christel Thorbecke, spielt Harmonika für die Pappel-Setzlinge. Links sieht man einen Sprössling, sie selber sitzt auf dem Stumpf einer gefällten Pappel. Bild: Christel Thorbecke

Wie weiter?

Und wie geht es weiter? Die 41 Pappelsetzlinge wachsen. Der Konstanzer Gemeinderat will die Pappelallee erhalten und pflegen. Die Thurgauer Schutzanordnung hat sie bis auf die letzten 200 Meter unter Naturschutz gestellt. Für diesen Rest garantiert der Oberbürgermeister der Stadt Konstanz. Auch für die gesunden Pappeln im letzten Teil der Allee soll ab jetzt absolutes Fällverbot herrschen. Sogar der Pappel-Wald am Seerhein soll stehen bleiben.

Eine Kommission mit Schweizer und Konstanzer Fachleuten wird über die Pflege und Erhaltung der Allee entscheiden. Die Bürgerinitiative ist dort vertreten und wird immer ein waches Auge für alles haben, was mit der Allee geschieht. Erst wenn die zukünftige Pflege im Gremium beraten und entschieden ist, wird sich die Initiative dann gerne und endgültig auflösen. Die 41 gefällten Hybridpappeln bleiben ein grosser Verlust und ihre mächtigen, gesunden Baumstümpfe ein Mahnmal. Trotz allem: ein gutes Ende.

Eine schriftliche Dokumentation «Was war los im Tägermoos?» ist für 5 Euro (bzw. 6 Franken) bei Christel Thorbecke zu kaufen unter E-Mail: thor.becke@t-online.de

Leserpost

Ihre Meinung

Papst Franziskus und Stierkampf

Lese grad JFW und beuge mich vor Ihnen! Sie sprechen mir total aus dem Herzen! Genau meine Meinung, auch was den Heiligen Vater betrifft. Sie sind so treffend mit Ihrer Meinung! – Habe sooo grossen Respekt vor Ihnen! Danke für alles, was Sie für die Tiere tun! Alles Glück dieser Erde wünscht

Heidy Wegmann, 3852 Ringgenberg

Antwort an Frau Isabel Meyerhans, Spanien – JFW Nr. 116

Natur-Glaube – Wenn Sie an die Natur glauben und sie lieben, all die Schönheit und die ungezählten Naturwunder, müssten Sie sich doch eigentlich fragen wer denn hinter all dieser Pracht steht – wer sie erfunden – gemacht – geschaffen hat, wer sie erhält und stets erneuert! Es ist der lebendige GOTT, der alles für seine Geschöpfe die Menschen erschaffen hat. Ohne ihn gibt und gäbe es gar nichts, auch keine Isabel. Dass es leider auf der Welt so kriegerisch zugeht, ist nicht GOTT, sondern der Sündhaftigkeit und Ungläubigkeit der Menschheit zuzuschreiben. Dadurch bekommt der Vater der Lüge mehr Macht über den Menschen, um leider das Böse zu tun. Da Sie nicht glauben (was Ihre persönliche Angelegenheit ist), sollten Sie aber auch nicht grossspurig urteilen über Dinge die Sie nicht verstehen. Es steht nämlich geschrieben: «So wie ihr richtet, werdet auch ihr gerichtet werden!» Nämlich dann, wenn auch Ihr letzter Tag da ist. Dann werden auch Sie vor dem göttlichen Richter stehen (keiner kommt darum herum) und Ihr persönliches Leben verantworten müssen. Darum wäre es besser für Sie, darüber nachzudenken, heute noch, denn morgen könnte es schon zu spät sein. Ich hoffe für Sie, dass all die viele Schmach und Pein unseres Erlösers JESUS CHRISTUS, sein Tod am KREUZ an Ihnen nicht verloren sei. Der HERR will nämlich nicht den Tod des Sünders sondern dass er sich bekehre und lebe. Es grüsst Sie durch's Gebet

Erika Stadler, 8003 Zürich

Immer auf Seiten der Tiere

Liebe Familie Weber, wie immer 1 000 Dank für das Journal mit seinen wichtigen Seiten! Ja, für uns, die wir «mit dem Herzen denken», wie Alika Lindbergh schreibt, gibt es nur eines: immer auf Seiten der Tiere und Mutter Natur. Nichts, gar nichts, ist uns egal. So lange ich nun von Tierversuchen weiss – und das erfuhr ich mit 7 Jahren und bin nun über 85 – habe ich nicht nur mit ihnen gelitten, sondern für sie gekämpft, auch in Mahnwachen. Ich glaube, dass der Menschheit dieses, wie so viele andere Verbrechen, nie verziehen wird. Sie ist schon bestraft, wie wir sehen!

Dankbar, Ihre *Erika Maria Zwicker, Icking, Deutschland*

Nicht einverstanden!

Zum JFW 116, Seite 13: Diese beiden Pferde müssten notgeschlachtet werden. Alles andere ist Tierquälerei.

Gruss *Guggenheim (Name der Redaktion bekannt)*

Sehr geehrter Herr Guggenheim

Das sehen wir aber ganz anders. Mittlerweile befinden sich drei Stuten, Gretel, Vera und Vale, mit einem teilamputierten Bein auf dem Gnadenhof EQUIDAD der Fondation Franz Weber in Argentinien. Sie leben in einem eigens abgezäunten Bereich und haben bestens gelernt, sich mit ihrer Situation abzufinden und auf drei Beinen zu gehen. Zudem sind die speziell für Pferde angefertigten Beinprothesen eine unschätzbare Gehhilfe. Deren Anfertigung und Einsatz liefert ausserdem sehr wertvolle, neue veterinärmedizinische Erkenntnisse.

Noch weit wichtiger aber: Diese Pferde wollten und wollen leben! Ihr Überlebenswille, ihr unbändiger Lebensmut trotz der Behinderung beeindruckt das EQUIDAD-Team zu tiefst. Die Sanftmut und Ausgeglichenheit von Vera beispielsweise; ihr Vertrauen und ihre ansteckende Lebensfreude lässt kein Herz unberührt. Die liebenswürdige, zärtlichkeitsbedürftige Stute begleitet neugierig unsere tägliche Arbeit. Sie liebt die Welt, in der sie sich bewegt.

So wunderbare Wesen einfach «abtun»? Sich ihrer entledigen wie einer ausgedienten Ware? Welch fehlgeleitetes, würdeloses Signal würde ausgerechnet ein Gnadenhof damit setzen! Könnte man diese drei Tiere befragen, ob man sie am Leben lassen oder «notschlachten» sollte, wäre deren Antwort ein einheitliches, glasklares JA zum Weiterleben.

FONDATION FRANZ WEBER

Tiere kommen mit Behinderungen erstaunlich gut zurecht. Bild: Alejandra García

Leserbriefe

Hat Sie etwas gefreut oder aufgewühlt? Schreiben Sie uns:

FONDATION FRANZ WEBER
Case postale
1820 Montreux 1, Suisse
E-mail: ffw@ffw.ch
www.ffw.ch

Veganes Rezept von Giessbach-Gastkoch Florent Benjamin

Variation von Quinoa-Sushi und Panna cotta mit Wasabi

Zubereitung

Kochen Sie die Quinoa in zwei Liter Wasser. Aufquellen lassen. Würzen Sie die Quinoa mit Reis-
essig, Sake, Pfeffer und Salz. Lassen Sie die Quinoa abkühlen. Füllen Sie nun die Nori-Blätter mit Quinoa und drücken diese flach, bis das gesamte Blatt eine ca. 5 Millimeter dicke Schicht hat. In der Mitte fügen Sie einen streifen Wasabi sowie die Früchte bei. Mit Hilfe des Bambus-Instruments rollen Sie das Sushi in seine typische, rundliche Form.

Nun kochen Sie die Sojamilch zusammen mit dem Agar-Agar auf und rühren dieses leicht für zwei Minuten. Danach geben Sie die Tube Wasabi und die Sojasahne, die gehackten Kräuter und Gewürze bei. Fügen Sie die köchelnde Panna cotta in eine Tasse und lassen Sie sie über Nacht im Kühlschrank stehen

TIPP

Entfernen Sie vorsichtig die feste Panna cotta aus der Tasse und richten Sie Scheiben des Quinoa-Sushi schön an.

Zutaten für 4 Personen

Quinoa-Sushi:

500 g	Quinoa
2 l	Wasser
150 g	Reisessig
1	Mango
2	Avocados
1	Papaya
	Wasabi
	Nori-Blätter
20 g	Sake
	Salz und Pfeffer

Vegane Panna cotta mit Wasabi:

5 dl	Sojamilch
5 dl	Sojasahne
5 g	Agar-Agar
1 Tube	Wasabi (42 g)
1 SL	gehackte Kräuter
	Grüne Lebensmittelfarbe
	Salz und Pfeffer

Giessbach

Blumen-Raritäten und herbstliches Blattgold im Grandhotel

Sie erblühen bis weit in den goldenen Herbst hinein. Die Hortensien, Dahlien und Astilben im neu eröffneten Schaugarten im Grandhotel Giessbach. Mit der neuen Blumenpracht ist das historische Haus an den Giessbachfällen Mitglied von «Garten Hotels Schweiz» geworden.

Hans Peter Roth

Sie blühen prächtig, heissen «Thomas Hogg» oder «White Aster» und sind teilweise so alt wie das Grandhotel Giessbach selbst. In Zusammenarbeit mit der Stiftung ProSpecieRara hat das Haus bei den Giessbachfällen am Brienzersee gleich drei Sammlungen von historischen und teilweise sehr seltenen Blumen angelegt.
Diese haben sich mittlerweile in voller Schönheit entfaltet. Auf der Aussichtsterrasse des Grandhotels bieten die schattigeren Plätze optimalen Lebensraum für 39 Hortensien- und 16 Astilbensorten, während an den sonnigen Plätzen von Juli bis Oktober 30 Dahliensorten blühen.

Reizvoller Kontrast

«Mit der Einweihung des Schaugartens ist unser Haus neu auch Mitglied der Hotel-Kooperation ‹Garten Hotels Schweiz›», freut sich Giessbach-Direktor Roman Codina. «In der 220 000 Quadratmeter grossen Parkanlage, die das Grandhotel umgibt, hat der reizvolle Kontrast zwischen ursprünglicher Natur und liebevoll gepflegter Gartenkultur eine lange Tradition.»
Die Sammlungen seien «Schaufenster in vergangene Zeiten», sagt Béla Bartha, Geschäftsführer ProSpecieRara. «Für uns ist es ein Glücksfall, dass an dieser wunderschönen Lage ein öffentlich zugänglicher Schaugarten zur Erhaltung der genetischen Vielfalt entstanden ist.»

Goldener Kultur-Herbst

Auch kulturell hat das Grandhotel Giessbach auf den Herbst hin noch vieles zu bieten. So findet am Sonntag, 18. September um 17.00 Uhr das bereits traditionelle Orchesterkonzert mit dem Ludus Ensemble Bern statt. Am Samstag 1. Oktober entführt ab 18.00 Uhr der diesjährige Herbstball in die pulsierende Metropole des extravaganten Lifestyles, so bunt wie das Herbstlaub. Unter dem Motto «Manhattan» rufen die mitreissenden Klänge von Pierre Batals 6-Mann-Band zum Tanz – und zum Einstimmen in Sinatras Song für die Ewigkeit: «New York, New York».
Eine Besonderheit ist auch die Lesung «Jenseits der Rache» der Autorin Esther Pauchard, am Sonntag, 9. Oktober, um 16.00 Uhr. «Auftakt und Showdown des Kriminalromans spielen nämlich im und um unser Grandhotel», betont Giessbach-Direktor Codina.

Gleich drei Sammlungen von historischen und teilweise sehr seltenen Blumen lassen sich neu im Grandhotel Giessbach bewundern.
Bild: Hans Peter Roth

Roman Codina, Direktor Grandhotel Giessbach, und Béla Bartha, Geschäftsführer Stiftung ProSpecieRara, freuen sich über die Eröffnung des Blumen-Schaugartens im Giessbach.
Bild: Dario Caran

«Rundherum spektakulär»

Derweil blättert Peter Suter in einem Erker neben der Hotelbar mit prächtiger Aussicht auf den Giessbach entspannt in einer Zeitung, während seine Frau Madeleine genüsslich einen Kaffee nippt. Zum ersten Mal besucht das Ehepaar aus Meilen ZH den Giessbach und verbringt zwei Nächte hier. «Das wollten wir uns schon lange einmal gönnen», sagt Madeleine Suter. «Bekannte haben uns das Haus empfohlen und schon oft sind wir am Brienzersee vorbeigefahren und blickten herüber. Jetzt sind wir endlich da!»
Beide äussern sich begeistert. «Wir geniessen es in jeder Beziehung», Peter Suter legt die Zeitung beiseite und blickt durchs Erkerfenster zum tosenden Wasserfall. «Die Umgebung, das Essen – alles top.» «Märchenhaft», pflichtet seine Frau bei: «Das Grün, die Aussicht zum Giessbachfall, zum Brienzersee, zum Rothorn – buchstäblich rundherum spektakulär.» Deshalb sei es auch denkbar, wiederzukommen, ist sich das Ehepaar einig. «Sonst wünsche ich es mir dann!», meint Madeleine Suter, während sie humorvoll ihren Mann anstupst.

Mehr Infos:

www.giessbach.ch
www.gartenhotelsschweiz.ch
www.prospecierara.ch

Grandhotel Giessbach

BRIENZERSEE

EINE WELT FÜR SICH

Die Sonne liegt tiefer – unsere Preise auch !

Herbstangebot: *(Coupon jetzt ausschneiden!)*

- 2 Nächte im Doppelzimmer
  Kategorie nach Verfügbarkeit
- Inklusive Frühstücksbuffet
- Spezialpreis: 249 pro Person im Doppelzimmer

Anreisetage: So, Mo, Di, Mi

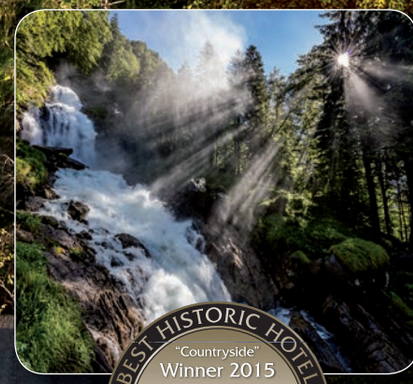
Gültig: 18.9. bis 29.10.2016

Reservation nur möglich unter Tel +41 (0)33 952 2525

Aufpreis pro Person und Nacht:

Zimmer mit garantiertem Wasserfallblick: CHF 50

Zimmer mit garantiertem Seeblick: CHF 100



BEST HISTORIC HOTEL "Countryside" Winner 2015 Historic Hotels of Europe GRANDHOTEL GIESSBACH

Grandhotel Giessbach CH-3855 Brienz
Tel. +41 (0)33 952 25 25 Fax +41 (0)33 952 25 30
grandhotel@giessbach.ch www.giessbach.ch

swiss historic hotels